INHALT

Die Mecklenburg-Strelitzsche Landgendarmerie, ihre Vorgeschichte, ihre Gründung im Jahre 1798 und ihre weitere Entwicklung
Ein Beitrag zur Mecklenburgischen Kultur- und Ständegeschichte / *Archivar Dr. Paul Steinmann, Schwerin*
II. Die Gründung des Mecklenburg/Strelitzschen (Distrikts-) Husarenkorps im Jahre 1798 und die ersten Jahre seines Bestehens (bis 1805) 7

Zwei Ansichten von Remplin, Kreis Melchin, aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts / *Helge Bei der Wieden* 21

Ein vergessener moderner Gelehrter unserer Heimat: Der Geologe Egmont Kummerow / *Annalise Wagner* 26

Mecklenburgische Historiker der Gegenwart, Teil 1, Laudatio auf Dr. Otto Witte (Iserlohn) / *Prof. Dr. Roderich Schmidt* 29

Geweihte Sage / *Dietrich Melms* 36

Dei olle Boom / *M. Baufeldt* 46

Ut Dörp un Stadt, Kasern un Schloss / *Karl Hacker* 47

Aufruf Herzog Carls vom 2. April 1813 55

Adolf Friedrich von Schack / *Annalise Wagner* 60

Die Kraniche / *Dr. Fritz Hagemann* 65

Meine Lehrer waren „Monarchen" / *Goede Gendrich* 66

Heinrich Seidel – „ein Gemüt wie lauteres Gold" / *Annalise Wagner* . . . 69

Das Würfelspiel / *Otthinrich Müller-Ramelsloh* 76

Muttersprache als Kulturmacht / *Babetta Gogl* 77

Dankadresse für Professor Collin / *Roderich Schröder* 80

Studienrat i. R. Karl Hannemann † / *Dr. Hans-Joachim Deppe* 83

Buchbesprechung / *Otto Witte* 84

Zur fröhlichen Erinnerung an die Stunden
nach der Schule!

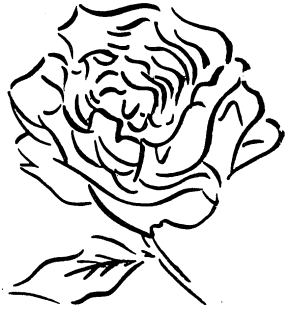
Grofsherzogthum

MECKLENBURG SCHWERIN

Gendarmerie

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



42. Jg. - Nr. 79 Göttingen Sommer 1978

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,— DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:
Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 2400 Lübeck, Brahmsstraße 27
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,
3101 Wieckenberg, Stechinellistraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. – Druckhaus Göttingen

II. Die Gründung des Mecklenburg-Strelitzschen (Distrikts-)Husarenkorps im Jahre 1798 und die ersten Jahre seines Bestehens (bis 1805)

von Archivar Dr. Paul Steinmann, Schwerin

(Fortsetzung von Heft 78)

1. *Die Errichtung der großen preußischen Arbeits- und Zuchthäuser und ihre Folgen für Mecklenburg-Strelitz*

Wie immer nach langen und schweren Kriegen, so hatte sich auch in Preußen nach dem Siebenjährigen Kriege die Zahl der Armen, der Bettler und des unverbesserlichen arbeitsscheuen Gesindels stark vermehrt, so daß besondere Maßnahmen getroffen werden mußten, um sie von der Landstraße herunterzubringen. Man hatte daher von anderen Maßnahmen abgesehen, angefangen, große und moderne Arbeits- und Zuchthäuser zu errichten. Diese waren sehr gefürchtet, und so wurden die benachbarten Länder in steigendem Maße von Bettlern und Vagabunden überschwemmt. Von 1788 ab sah sich daher auch die Regierung von Mecklenburg-Strelitz genötigt, mit ihren Ständen über geeignete Abwehrmaßnahmen zu beraten. Man hielt es für notwendig, neben dem in den 50er Jahren in Altstrelitz gegründeten kleinen herzoglichen Zucht- und Werkhaus ein besonderes, großes Land arbeitshaus nach preußischem Vorbilde zu errichten und eine neue Armenordnung zu erlassen. Vor allem aber bemühte man sich jetzt ernstlich, eine besondere Landespolizeitruppe zu schaffen.

Es sollten aber zehn Jahre und mehr vergehen, bis dies alles verwirklicht werden konnte, denn es galt eine ganze Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden. Neben der herzoglichen Regierung war die Ritterschaft am meisten an diesen Neuerungen interessiert, die Städte bedeutend weniger. Sie waren anscheinend nicht so sehr dem Andrang des Gesindels ausgesetzt wie das platte Land. Für die Versorgung ihrer Armen hatten sie schon besondere Kassen. Die Bürger waren auch infolge der hohen Kornpreise, durch Mißernten an Korn und Kartoffeln, sowie durch verschiedene Steuern derart verarmt, daß man ihnen schwerlich neue Lasten zumuten durfte. Während die Ritterschaft wünschte, daß nach Vorbild der Mark Brandenburg ein bestimmter Beitrag von allen Einwohnern erhoben werden sollte, mußte man sich mit freiwilligen Beiträgen der Bürger zufrieden geben. Interesse an der Sache hatten eigentlich nur die Städte Neubrandenburg und Altstrelitz, die anscheinend mehr als die anderen Städte unter dem Andrang der Bettler zu leiden hatten. So schreibt der Altstrelitzer Bürgermeister Strübing in seiner schon erwähnten Eingabe aus dem Jahre 1794 folgendes: „Aus gantz sichern Nachrichten weiß ich, daß in dem großen . . . Arbeits-Hause in der Prignitz . . . sich jetzt nur 22 aufgegriffene Menschen befinden. Es sind Belohnungen von resp. 5 und 10 Rthlrn. demjenigen verheißen, der Bettler und herumtreibende Menschen einliefert, und dis hat die Prignitz so gesäubert, daß das Publikum in Ruhe und Sicherheit bey den ihrigen seyn kan. Grade durch diese in der Prignitz und in mehreren Preußischen Provintzen gemachte Anordnungen sind wir und befinden wir uns in einem Gefahr Stande ohne gleichen. Nicht genug, daß wir alle entwichene ausgetriebene hegen, hausen und verpflegen müßen – sie drohen, und verschiedene Versuche hieselbst durch Einbruch die Drohung wahr zu machen laßen es absehen: daß würklich Gefahr vorhanden sey. Heute . . . haben wir hier 18 fremde herumtreibende Menschen gehabt – vor 3 oder 4 Tagen befanden sich einige 30 hieselbst . . . Die Bettler sind ungestüm und mit Fordern verbinden sie ein Erpreßen. Am Abend des Tages kommen sie Schaarenweise aus Neu Strelitz, treiben denn noch ihr Wesen mit betteln und quartieren sich in dem goldenen Anker oder Hirsch. Diese

Wirtschaften sind in einer Runde von 15 Meilen gewiß die berühmtesten . . . Mehrere Wochen liegen hier Menschen, und der Wirth machet davon nie Anzeige." Durch diesen Bericht Strübings kamen die seit 1790 eingeschlafenen Verhandlungen wieder in Fluß, und man schritt endlich zu Taten.

2. Bau des Landarbeitshauses zu Altstrelitz

Zum Landarbeitshaus sollte der auf dem ersten Altstrelitzer Schloßhofe gegenüber dem Zuchthause gelegene alte Marstall umgebaut werden [17]). Es wurde daher auch der rings von einem Wassergraben umflossene Schloßhof mit hölzernen Pallisaden umgeben (1794/95). Bei genaueren Untersuchungen ergab sich aber, daß das Gebäude zu baufällig und zu klein war. Man mußte daher an einen Neubau denken. Nun waren hier aber die Bodenverhältnisse zu ungünstig, und so entschloß man sich zum Bau auf dem zweiten alten Schloßhofe, auf dem sog. Komödienberge. Als Fundament diente z. T. ein dort befindlicher alter Keller, und die Steine des alten runden Turmes wurden mit zum Bau verwandt [18]). Doch hierzu kam es erst im Jahre 1798, denn die Verhandlungen mit den Ständen zogen sich sehr in die Länge. Anfang März 1801 war der Bau fertig, aber erst am 4. Januar 1805 erließ Herzog Karl eine Landesverordnung zur Eröffnung dieser Anstalt.

3. Verhandlungen über Gründung des (Distrikts-) Husarenkorps

Inzwischen hatte man nun auch eine Landespolizeitruppe errichtet. Es waren dazu aber langwierige Verhandlungen nötig gewesen, in deren Verlauf der Charakter der Truppe sich völlig veränderte. Zunächst beschloß man, zum Versuch auf sechs bzw. zwei Jahre zwölf Kreis- und Distriktsgänger, auch wegen ihrer jägermäßigen Uniform Distriktsjäger genannt, anzunehmen. Die Distriktsgänger wollte man an bestimmten Orten fest stationieren, und das Land sollte zu dem Zweck in zwölf Distrikte eingeteilt werden. Ebenso wie die Stände ursprünglich das Landarbeitshaus in Neubrandenburg haben wollten, so war es auch „ihre Lieblingsidee", daß dort der Unteroffizier, der das Kommando über die elf Distriktsgänger führen sollte, stationiert würde. Offensichtlich wollten die Stände sich möglichst viel Einfluß auf die neuen Einrichtungen sichern. Auch sollte die Vereidigung und die Oberaufsicht über die Distriktsgänger neben einem herzoglichen Kommissar durch zwei ständische Deputierte, den Landrat und den Vizelandmarschall, ausgeübt werden (1794). Gegen Ende des Jahres 1796 schlugen die Stände aber, offenbar im Hinblick auf die trostlose Finanzlage der Städte, der Regierung vor, „zum ersten Versuch und damit die Sache nicht aufgehalten würde", zur Abwehr der auswärtigen Bettler und Vagabunden einstweilen sechs Distriktsgänger ungesäumt anzustellen, „um wenigstens dem großen Uebel vor der Hand etwas entgegenzusetzen". Die Bettler und Vagabunden strömten nun auch von Mecklenburg-Schwerin aus in Mengen ins Land hinein, weil im Amte Stavenhagen einige Husaren zu deren Vertreibung angestellt waren [19]). Wenn auch innerhalb der Regierung z. T. die Ansicht bestand, daß sechs, ja selbst zwölf Fußgänger nicht in der Lage wären, das Land zu schützen, so gab doch Herzog Karl seine Zustimmung zu den Vorschlägen (16. August 1797). Die Stände wollten nach wie vor $^2/_3$ aller Kosten einschließlich der Uniform, der Herzog $^1/_3$ tragen. Daher soll-

[17]) Ursprünglich hatte die Vorderstadt Neubrandenburg sich erboten, ein an der Johanniskirche stehendes altes Gebäude dafür herzugeben (1789). Die Regierung lehnte aber den Vorschlag wegen der großen Kosten des Ausbaus und der offenen Lage ab (1790).

[18]) Siehe den Plan bei Krüger, Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, 1921, S. 118. Nach einem Kostenanschlag a. d. J. 1797 betrug der Kostenbeitrag der Städte 1100 Rthlr., der der Ritterschaft 4032 Rthlr. 36 β, der der herzogl. Regierung 6057 Rthlr. 12 β. Der Wert des von der Regierung allein gelieferten Materials wurde auf 18 591 Rthlr. 44 β berechnet.

[19]) Es war ein Kommando von dem Anm. 16 genannten Husarenkorps auf Antrag der Eingesessenen des ritterschaftlichen Amtes Stavenhagen nach dort beordert, das sich sehr gut bewährte. Die Ritterschaft übernahm die Verpflegung von Mann und Pferd, während die Husaren ihren Sold nach wie vor aus Ludwigslust bezogen. Geh. u. Hauptarchiv Schwerin, Kabinettsablief. Vol. 461.

ten die Stände auch vier, der Herzog zwei Distriktjäger vorschlagen. Der Kanzleirat von Kamptz, der die Verhandlungen mit den Ständen führte, nahm auch bald die beiden herzoglichen Distriktsjäger an. Als aber die Stände trotz verschiedener Anfragen nichts von sich hören ließen, auch ihre vier Distriktsjäger nicht vorschlugen und Kamptz die Sache anscheinend nicht mit der nötigen Energie behandelte, nahm Herzog Karl die Sache in die Hand. Er sandte an Kamptz ein recht ungnädiges Schreiben und richtete am 22. Februar 1798 ein geharnischtes Mandat an die Stände. Er erklärte darin, daß die Schuld an der „unverzeilichen Verzögerung" lediglich die ständischen Deputierten treffe. „Wir geben euch daher hiemit auf," heißt es da weiter, „daß ihr eure Deputierten zur fordersamsten pflichtmäßigen Ausrichtung des ihnen aufgetragenen Geschäftes anhaltet oder auch anderweitige Verfügung dieserhalb treffet, wiedrigenfalls ihr zu gewärtigen habt, daß Wir alles Ernstes Uns des Uns Landesherrlich zu stehenden Rechtes zur Beförderung dieser . . . Anstalt gebrauchen werden." Die Stände entschuldigten sich zwar mit dem Tod bzw. Abgang ihrer beiden Deputierten, aber von jetzt ab wurde die Sache endlich mit der nötigen Energie betrieben. Am 8./10. März verhandelten die ständischen Deputierten zu Neustrelitz mit der Regierung und mit von Kamptz. Jene erklärten gleich, sie seien beauftragt, „wegen der wohl hinreichend zu Tage liegenden Unzureichendheit der Districtsgänger die Anstellung mehrerer Districts-Reuter in Vorschlag zu bringen". Sie seien der Ansicht, daß sechs Distriktsreiter ihren Zweck ebensogut wenn nicht besser als zwölf Fußgänger erfüllten [20]). Der Herzog möchte diesem Korps „soviel möglich, jedoch unter einer selbstgefälligen Gestalt, das Ansehen eines Landesherrlichen Militärs" geben, er möge auch im Hinblick auf die Notlage der Städte die Kosten der Uniform, einschließlich Bewaffnung und der Pferde-Beschaffung und -Ausrüstung allein übernehmen. Dagegen wollten die Stände $^2/_3$ der Kosten von „Löhnung, Futter und Mahl" der Distriktsreiter und ihrer Pferde tragen. Nach wie vor wollten aber die Stände 4 Mann vorschlagen und sich an der Inspektion beteiligen! Der Herzog ließ erklären, es scheine zwar „glatterdings unmöglich mit 6 Mann beritten Militärs das ganze Land gegen looses Gesindel p. p. zu decken, aber versuchsweise sollte dasjenige geschehen, was möglich wäre, nur verstände es sich von selbst, daß ein Herzogl. Militair nicht unter den Einflüßen und der Direction der Ritter- und Landschaft, so, wie die bisher verwillkührten [= bewilligten] Districts Gänger, stehen könne, daß das Militär, welches zu diesem Zweck angestellt werden solle, lediglich unter Commando des Officiers stehen müsse, dem Ihre Herzogl. Durchl. dasselbe übertragen würden, daß aber dem Officier eine Instruction ertheilet werden solle, die den Wünschen der Ritter- und Landschaft so viel möglich entspräche und sollte diese Instruction der Ritter- und Landschaft im Entwurf mitgetheilet werden, um ihr rathsames Bedenken und etwaige Wünsche zu vernehmen." Die Stände ließen ihre Forderung auf Vorschlagsrecht, Vereidigung und Inspektion auch fallen und bewilligten endgültig auf dem Konvent zu Neubrandenburg am 21. April 1798, daß einige Distriksreiter angenommen würden, wie es im Amte Stavenhagen eingeführt wäre. Die Ritterschaft wollte dazu „per aversionem" jährlich 450 Rthlr. Preuß. Courant, die Städte statt derselben Summe im Hinblick auf ihre Notlage 300 Rthlr. geben. Sie baten den Herzog, die restlichen 150 Rthlr. selbst zu übernehmen. Die Stände hofften und bedangen dabei, daß der Herzog „es gerade nicht bey 6 Mann zu allen Zeiten bewenden, sondern je nachdem Zeiten und Umstände es nothwendig machen, allenfalls noch einige mehrere Mann ins Land herum zu schicken und zu dem Ende eine hinlängliche Anzahl von würklichem Militair zu Pferde zu halten geruhen werde, damit sothane Deckung des [ganzen] Landes erreicht werde und wir von allen weiteren Kosten Beytrag verschont bleiben." Die Stände stellten dazu noch folgende weitere Bedingungen: 1. Anstellung der Distrikts-Reiter und Zahlung der Geldbeiträge geschieht versuchsweise auf 6 Jahre, von Johannis 1798 bis Johannis 1804. 2. Die neue Armenordnung soll mindestens um Johannis erlassen werden. 3. Überreichung des Entwurfes der Instruktion für den Offi-

[20]) Übrigens schrieb bereits im Februar 1794 v. Kamptz von „Districts Reutern" und die Stände im April von „Districts Jägern oder Reutern".

zier, um darüber ihr Erachten abzugeben. Besonders bedangen sie sich aus, daß sie gegen „Excesse, Unordnungen und unanständige Begegnung" der Distriktsreiter gesichert blieben. Die Stände hielten es auch für notwendig, drauf hinzuweisen, daß sie durch die Geldbewilligung „weit mehr über sich nahmen, als nach den ersten Verhandlungen in dieser Angelegenheit verlangt und bewilligt worden". Insbesondere die Städte glaubten, da das platte Land, besonders aber das Domanium den größten Nutzen von der neuen Einrichtung hätte, durch Bewilligung ihrer 300 Rthlr. „die patriotische Theilnehmung an gemeinnützigen Anstalten schon hinlänglich bewiesen zu haben, weil man dafür hält, daß die Beschützung des Landes und die Beschützung des Eigenthums eines jeden Unterthanen ein unzertrennbares Attribut von der Ew. Hertzoglichen Durchlaucht als Landesregenten obliegenden Landesherrlichen Schutzleistung sey" [21]). Ebenso wie man es hier für nötig hielt, den strengen Standpunkt des ständischen Staatsrecht hervorzukehren, so fehlte selbst jetzt noch die klare Erkenntnis von der Notwendigkeit und dem Werte einer ständigen Landespolizei. Erklärte man doch, „Erfahrung, Zeiten und Umstände" würden nach Ablauf der 6 Jahre zeigen, „ob diese Einrichtung beyzubehalten, oder ob sie alsdann überflüßig, oder ob eine andere an ihrer Stelle zu setzen sei!" Der Herzog schrieb am 12. Mai an Ritter- und Landschaft, er nehme ihre Erklärungen und Wünsche an. Obwohl die Gründe der Städte, 300 Rthlr. statt 450 zu bezahlen, keineswegs hinlänglich wären, sei er doch „aus landesväterlicher Gnade" damit einverstanden. Den Befehl zur Errichtung eines Korps von Husaren, bestehend aus 1 Wachtmeister 12 Mann, habe er schon erteilt, doch könne es erst am 1. September in Funktion treten.

So waren aus den ursprünglich geplanten Distriksgängern (Distriktsjägern) Distriktsreiter (Distriktshusaren) geworden. Die Distriktsjäger wären reine Landespolizei beamte gewesen, die Distriktshusaren dagegen waren Soldaten, wie die Husaren in Mecklenburg Schwerin. Allerdings unterschieden sie sich von diesen dadurch ganz erheblich, daß ihr Hauptzweck der war, Landespolizeidienste zu tun. Aus diesem Grunde kann man sie mit Fug und Recht als Landgendarmen bezeichnen. Da die Distriktshusaren herzogliches Militär darstellten, war es nur folgerichtig, daß Herzog Karl, ein alter und erfahrener Soldat, durch persönliches Eingreifen den Einfluß der Stände auf das Distriktshusarenkorps mit aller Energie so gut wie ganz zurückschraubte [22]). Es war dies ein entschiedener Sieg des neuzeitlichen Prinzips der Zentralisation und des staatlichen Machtgedankens. Leider kann man dasselbe von den in späteren Zeiten zwischen Fürst und Ständen geführten Verhandlungen über die Gendarmerie nicht sagen.

4. Die Uniform der (Distrikts-) Husaren

Es ist von Buddin die Frage aufgeworfen, wie man dazu kam, gerade die Husarenuniform zu wählen [23]). Er vermutet, daß die alte Leibgarde zu Roß das Muster dafür abgegeben hat. Dies ist aber nicht zutreffend, denn diese trug 1759 ff.

---

[21]) Sie vergaßen hierbei aber, daß die Verhältnisse vor allem durch das gänzliche Versagen der örtlichen Polizei-Behörden und Organe so schlimm geworden, und daß nach dem immer noch geltenden mittelalterlichen Prinzip der Autonomie lediglich sie für die Ruhe und Sicherheit ihrer Ortschaften verantwortlich waren. Auch sonst war die Bemerkung ziemlich unnötig, da in Praxis die – allerdings in „bedrängten Umständen" befindlichen – Städte bis 1806 noch keinen Pfennig von ihren Beitragskosten bezahlten, und es vieler Mandate, Exekutionen und Verhandlungen bedurfte, bis sie im Laufe der nächsten Jahre allmählich ihren Verpflichtungen nachkamen. Übrigens hatten bereits 1795 die Stände erklärt, der Regent sei Schutz- und Schirmherr des Landes und da ihm die jährliche Kontribution bezahlt würde, um die Untertanen gegen äußere und innere Feinde zu schützen, so liege ihm auch die Pflicht ob, Vorkehrungen gegen Bettler usw. zu treffen. Ähnlich bestimmte der § 301 des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs, daß die Stände von allen Beiträgen zur Bezahlung und Verpflegung der Truppen gänzlich befreit sind und bleiben, weil die Herzöge dafür die jährliche Kontribution erhielten.

[22]) Es trug der Herzog ja auch ebenso wie beim Landarbeitshaus den Hauptanteil der Kosten: jährlich 450 + 150 Rthlr. für Sold und Verpflegung, hinzu kamen die Kosten der Equipierung, vgl. S. 40.

[23]) Bilder aus dem Volksleben im Ratzeburger Land, 1920, S. 20/21.

1. Preußischer Göckingk-(Zieten-) Husar um 1798. Paradeuniform

2. Preußischer Rudorff-(Zieten-) Husar um 1806/07. Paradeuniform

Dragoneruniform [24]) und hernach (1785 ff.) Kürassieruniform [25]). Eine bestimmte Nachricht über diese Uniformfrage fand sich in den Akten bislang nicht. Doch da für den Gendarmeriedienst nur leichte Reiter in Frage kamen, so hatte Herzog Karl nur die Wahl zwischen Dragonern und Husaren. Wollte man der neugegründeten Landgendarmerie gleich das nötige Ansehen und den richtigen Respekt verschaffen, so

[24]) Die sog. „rote Montur", karmoisin- bzw. ponceaurotes Grundtuch mit blauen Aufschlägen und Kragen.

[25]) Die bisherige rote Montur sollte abgeschafft werden, die Gardereiter sollten hinfort in „Collets" und in hohen steifen Stiefeln Dienst tun. Welches die Farbe der Uniform war, ist nicht recht klar, jedenfalls wurde sie aber verschiedentlich verändert. Übrigens trug die Garde zu Roß schon um 1765 vorübergehend Collets von strohgelbem Grundtuch mit karmoisinroten Aufschlägen. In Mecklenburg-Schwerin trug die Leibgarde zu Pferde von 1748–60 die „blaue Montur", eine Dragoneruniform – kornblaues Grundtuch mit karmoisinroten Aufschlägen und Kragen – daneben von 1748 ab auch das Collet, eine Kürassieruniform – strohgelbes Grundtuch mit karmoisinroten Aufschlägen und Kragen – 1760 ging die blaue Montur ein und es blieb nur das Collet. Mecklbg. Jahrb. 80, S. 106/07, und ein bisher nicht veröffentlichtes Aktenstück und Aquarell aus dem Jahre 1770 über diese beiden Uniformen in den Akten des Geh. und Hauptarchivs zu Schwerin (Leibgarde zu Pferd, Vol. 8, Montierung, Fasc. 3), auf das Herr Prof. Dr. Schäfer mich aufmerksam machte. Eine Abbildung der Schweriner Gardereituniform im letzten Stadium ihrer Entwicklung bei Behm, Die Mecklenburger 1812 im russischen Feldzug, 1912, S. 23, ferner Die Mecklenburger 1813–15 in den Befreiungskriegen, 1913, S. 16/17. – Nur als Merkwürdigkeit sei noch hervorgehoben, daß Adolf Friedrich IV. in der letzten Zeit seiner Regierung zwei ‚Kammerhusaren" besaß. Es waren aber keine Soldaten, sondern lediglich Hofbediente, die eine „Livree" von bislang unbekanntem Aussehen trugen. Sie standen mit den Heiducken und Hofjägern auf gleicher Stufe und entsprachen „Dörchläuchtings" Neigung zur prunkvollen Aufmachung. Herzog Karl schaffte sie bei seinem Regierungsantritt ab (1794).

3. Mecklbg.-Strel. Distriktshusar
um 1845.
Paradeuniform

4. Mecklbg.-Strel. Distriktshusar
um 1905.
Paradeuniform

war es erforderlich, ihr auch eine neue Uniform zu geben und alle Anklänge an die stark überalterte und verbürgerte Garde zu Pferd zu vermeiden. Somit kam nur die Husarenuniform in Frage. Zugleich wirkte auch sicherlich das Schweriner Vorbild. Die Husaren waren damals eine sehr beliebte, aber andrerseits auch gefürchtete Truppengattung; wie Name [26]), Uniform und Bewaffnung anzeigen, sind sie ungarischer Herkunft. Seit Friedrich Wilhelm I. in der preußischen Armee, hatten sie sich in den Kriegen Friedrichs des Großen ein hohes Ansehen errungen. Das berühmteste und auch in Mecklenburg bekannteste Regiment waren die Zietenhusaren, damals in und um Berlin in Garnison. Somit ist es zu erklären, daß die Uniform der Strelitzer Distriktshusaren wie die der Schweriner Husaren, von wenigen Einzelheiten abgesehen, eine Nachbildung der Uniform der Zietenhusaren darstellt.

Die Uniform der Distriktshusaren bestand aus dem roten [27]) Dolman und dem blauen [28]) Pelz. Die Verschnürung beider war weiß. Kragen und Aufschläge

[26]) „Ung. huszár, der zwanzigste, d. h. der von 20 Ackerleuten zum Heer gestellte Reiter." Grimm, Deutsches Wörterbuch, 4,2, S. 1972.

[27]) 1798 ff. „carmoisin", „braunrot", „rot", „ponceau"; in späteren Jahren und zuletzt scharlachrot.

[28]) 1798 ff. „hellblau" wie Hosen und Schabracke, in späteren Jahren und zuletzt dunkler (mittelblau, bleumourant).

am Dolman waren blau, am Pelz dagegen aus schwarzem Lammfell [29]). Der Pelz war anfangs mit weißem Lammfell, zuletzt mit karmesinrotem Tuch gefüttert. Vom 1. Mai bis zum 30. September wurde der Dolman, vom 1. Oktober bis zum 30. April der Pelz getragen. Als Paradeuniform trug man den Pelz über dem Dolman auf der linken Schulter an einer weißen, mit Schlaufe, Knebel und Quasten versehenen Schnur umgehängt. Die Hosen waren von blauem Tuch und mit Reitleder [30]) besetzt. Ursprünglich waren es sog. Über(Knöpf)hosen [31]), zu denen man halblange Husarenstiefel trug, dann – wahrscheinlich noch vor den Freiheitskriegen – lange Reithosen, schließlich, seit Anfang der 70er Jahre, Stiefelhosen mit langen Reistiefeln. Weiße bocklederne [32]) Hosen zog man zur Paradeuniform an, sie fielen aber bald nach den Freiheitskriegen fort. Die Kopfbedeckung bestand ursprünglich aus einer rauhen Husarenmütze (Bärenmütze) aus schwarzem Pelzwerk mit rotem Beutel (Kolpak). Seit Johannis 1808 trugen die Husaren statt der Bärenmütze nach preußischem Vorbild schwarze Filz-Tschakos russischer Form mit einer „Rose" (runder Nationale), der Kokarde, und der (beim Wachtmeister vergoldeten) Messingagraffe, später mit einer blau-gelb-roten Kokarde und mecklenburgischem Wappen im strahlenden Messingstern. Anfang der 70er Jahre wurden die Tschakos durch die kleineren roten Käppis österreichischer Art ersetzt. Sie waren wie die Tschakos bei dem gewöhnlichen Dienst durch einen schwarzen Wachstuchüberzug geschützt. Bärenmütze und Tschako zierte bei der Parade außer dem Kordon und Quast ein Federbusch, der nach den Freiheitskriegen abgeschafft wurde. Zur Parade wurde bei den Käppis hinter die Kokarde ein schwarzer Haarschweif gesteckt. Zur Paradeausrüstung gehörte auch noch eine Schärpe aus hellblauen Schnüren mit weißen Knoten und Quasten, eine Schabracke, blau mit rotgezacktem Tuchbesatz und mit weißer Schnur besetzt [33]), eine Säbeltasche aus braunrotem Juchten, der Deckel mit rotem Tuch überzogen und mit weißen Tressen eingefaßt. Seit 1810 begegnen schon Säbeltaschen aus schwarzem Leder; der Namenszug des Landesherrn und die Krone waren aus weißen Tressen [34]), später aus Messing. – Dolman und Pelz des Wachtmeisters waren in älterer Zeit aus feinem Tuch. Aufschläge, Kragen und Vorstöße des Pelzes waren stets aus Fuchspelz. Auch trug der Wachtmeister noch eine ungarische Pekesche (Schnurrock) aus hellblauem Tuch, mit blauem Samtkragen, weißen Schnüren und versilberten Knöpfen besetzt. Die Pekesche fiel aber nach den Freiheitskriegen fort. Besonders kostbar war die Galauniform des Wachtmeisters: Der Schnurbesatz an Dolman, Pelz, Schabracke und Säbeltasche war von Silber, wie auch wohl z. T. die Schärpe, die Knöpfe waren versilbert, der herzogliche Namenszug und die Krone auf Säbeltasche und Kartusche von gediegenem Silber, hinzu kam noch ein „massiv-silberner" Säbel. Ferner trug er dann einen schwarzen Filzhut mit silberner Agraffe. Auch diese Galauniform verschwand im Laufe der Zeit. – Die Bewaffnung bestand aus krummen Säbel [35]), Karabiner mit Bandelier [36]) (fielen später fort), 2 Feuersteinschloßpistolen (später durch den Revolver ersetzt). Zur Ausrüstung der Husaren gehörte noch ein Bandelier mit Kartusche (Patronentasche) aus braunrotem Juchten bzw. aus schwarzem Leder mit Namenszug und Krone, ein anfangs hellblauer, zuletzt schwarz und grau melierter Mantel, blau-rote „Fouragiermütze" (Stallmütze) und in älterer Zeit – ein Zopfband für den Zopf, der aber noch vor den Freiheitskriegen in Fortfall kam. Von den genannten und einigen kleineren unwesentlichen Veränderungen abgesehen, bestand diese Husarenuniform bis Oktober 1905. Sie bewahrte bis dahin in der Hauptsache sogar ihr al-

---

[29]) 1798 ff. „mit schwarzem Toriner".

[30]) Starkes dänisches Hammelleder, anfangs gelb, 1808 schwarz, 1809 ff. schwarzes Kalbleder.

[31]) Wurden an den Seiten zugeknöpft.

[32]) 1811 werden wildlederne erwähnt.

[33]) Vorübergehend (seit 1812) bestand sie aus weißem, für den Wachtmeister aus schwarzem Schaffell.

[34]) Beim Wachtmeister ein „doppeltes C mit Krone im Feuer versilbert".

[35]) 1798 ff. der preußische Husarensäbel jener Zeit, die Scheide aus Holz, mit schwarzem Leder bezogen und mit eisernen Beschlägen versehen.

[36]) Aus weißem Leder wie in Preußen.

tertümliches Aussehen in bezug auf Farbe und Art der Verschnürung und ihren eigenartigen Schnitt (Dolman, nicht Attila!), ohne die Wandlungen der Zietenhusarenuniform von 1809 ff. und überhaupt die der preußischen Armeehusarenuniform mitzumachen [37]). Seit Jahren im Abbau befindlich, wurde sie dann endgültig durch den Waffenrock (preußischblau mit grünen Aufschlägen, Kragen und Achselklappen), wie ihn die 1849 gegründeten Fußgendarmen trugen, schwarze Hose und Helm ersetzt. An Stelle des Waffenrockes trat 1920 eine Bluse (feldgrau mit dunkelgrün). Es bestand allerdings wohl die Absicht, daß späterhin bei besonderen feierlichen Anlässen die alte Husarenuniform getragen werden sollte, doch ist es dazu, abgesehen von einem Fall (1906 s. weiter unten), nicht gekommen. Jedenfalls erschienen zum letzten Male die Distriktshusaren in ihrer alten Paradeuniform im Lande Stargard 1904 beim Begräbnis Friedrich Wilhelms, im Lande Ratzeburg 1906, als Adolf Friedrich V. das Land besuchte. Die letzten Kammerbestände wurden nach der Revolution dem Landestheater überwiesen, dort vielfach gebraucht und sind beim Brand in diesem Jahr mit untergegangen [38]).

5. 1. Chef der (Distrikts-) Husaren: Major (Oberst) von Bonin (1798—1810)

Die Aufrichtung des kleinen Korps von 1 Wachtmeister, 12 Husaren übertrug Herzog Karl dem Major von Bonin [39]), seit 1794 Chef der Leibgarde zu Pferde, dem auch um 1801 die Grenadiergarde unterstellt wurde. Bonin war ehemaliger preußischer Leutnant im Regiment Gensdarmes zu Berlin. Seit 1786, wo er seinen Abschied aus der preußischen Armee erhielt, begegnet er uns am Hofe Adolf Friedrichs IV. als Kammerjunker bzw. Kammerherr. Er war ein tüchtiger Garnisonsoldat, der auch für seine Soldaten und Distriktshusaren stets in vorbildlicher Weise sorgte. Freilich das

---

[37]) Vgl. Pietsch, Die Formations- und Uniformierungsgeschichte des preußischen Heeres 1808–1912. II, S. 74/78, 81/84.

Die volkstümliche Auffassung, daß in der Distriktshusarenuniform die Uniform der C-Husaren der Freiheitskriege fortlebte, ist durchaus falsch. Gemeinsam ist beiden lediglich die Husarenuniform, alles übrige war ganz anders: Bei den C-Husaren waren Dolman und Pelz von demselben, und zwar schwarzem Grundtuch, entsprechend der in der preußischen Armee nach dem Kriege 1806/07 einsetzenden Tendenz zur Vereinfachung der Uniform – so trugen auch die Zietenhusaren von 1809 ab dunkelblauen Dolman und Pelz. – Die Verschnürung war gelb, der Pelzbesatz für die Mannschaften war weiß, für die Unteroffiziere schwarz, die Beinkleider dunkelgrau, bei der Parade hellblau, die Schärpe gelb mit schwarz. Milarch, Denkwürdigkeiten des Mecklenburg-Strelitzschen Husaren-Regiments 1813/15, 1854, S. 12.

Die Aufrichtung des C-Husarenregiments wird wie die des Distrikthusarenkorps in derselben Vorliebe Herzog Karls für die Husarenuniformen ihre Ursache haben.

[38]) Erhalten sind Uniformen im Neustrelitzer und Schönberger Museum.

[39]) Christian Friedrich Ferdinand Anselm von Bonin entstammte einem alten pommerschen Adelsgeschlecht. Er wurde am 16. Juni 1755 zu Magdeburg geboren, trat 1770 als Fahnenjunker beim Regiment Gendarmes (Kürassiere) zu Berlin ein, wurde 71 Kornet (Fähnrich), 75 Leutnant und am 29. Mai 1786 verabschiedet. Er muß gleich darauf nach Neustrelitz gegangen sein, denn am 18. Juli 1786 wurde der bisherige Kammerjunker zum Kammerherrn Adolf Friedrichs IV. ernannt. Hatte er doch auch schon früher Beziehungen zu Neustrelitz, „denn schon 1778 veröffentlichte er einen äußerst günstigen Bericht über das Neustrelitzer Hoftheater" (Winkel). Erst von 1794 ab begegnet er uns in einer militärischen Funktion: Am 7. Mai 1794 erhielt er ein Patent als Kammerherr Herzog Karls und als Major der Garde zu Pferde, am 16. März 1802 ein solches als Oberst. Er verfaßte von 1776 ab zahlreiche Dramen, Schauspiele, Lustspiele, Operetten und Gelegenheitsgedichte. In Neustrelitz hatte er zeitweise einen eigenen Buchladen nebst einer Leihbibliothek angelegt. Winkel meint, daß er „in gewisser Beziehung der Mittelpunkt des literarischen Lebens im damaligen Neustrelitz gewesen zu sein scheint." In merkwürdigem Gegensatz zu diesem allen steht das Urteil eines zeitgenössischen Schriftstellers über ihn, der 1787 von ihm sagte, „daß das sittliche Betragen und der ganze Anstand des Herrn von Bonin nur selten den Mann verriethen, der mit Musen und Grazien im Umgang lebte und diese oft so auffallend vernachlässigte, daß selbst ein großer Theil seiner Cameraden ihm dies verübelte."

Geschichte des Hinterpommerschen Geschlechts von Bonin bis zum Jahre 1863, 1864, S. 174, Nr. 222. – Sehr bemerkenswert die Anekdote über Friedrich den Großen. – Allgem. Deutsche Biographie, 3. S., 127/28; Schröder, Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur. Mecklbg. Gesch. i. Einzeldarst., V, 1909, S. 132/33; F[riedrich] W[inkel]: Zum 14. Februar 1913, Neustrelitzer Zeitung; Endler, Das Strelitzer Bataillon mit Napoleon in Rußland 1812, 1923, S. 2 ff., 10; Akten des Neustrelitzer Hauptarchivs; Auskunft des Reichsarchivs, Abt. Berlin.

Prädikat eines tapferen, ja „heldenhaften" Feldsoldaten wird man ihm nach Endlers Forschungen nicht mehr zuerteilen können. „Er sehnte sich mehr nach ruhiger Bestimmung als nach Schlachtenruhm." War er doch mehr Hofkavalier und Schöngeist, der sich selbst vielfach, und zwar nicht ohne Erfolg, schriftstellerisch betätigte und Intendant des Hoftheaters war. – In der Allgemeinen Deutschen Biographie ist er geradezu als dramatischer Dichter verzeichnet! – Zweifellos hervorragend war aber seine organisatorische Begabung. So wurde er denn auch – seit 1802 Oberst – 1808 der Reorganisator der Mecklbg. Strel. Truppen. Als Chef des von ihm aufgestellten Batls. leichter Infanterie (Füsilierbataillon) zog er 1812 mit Napoleon nach Rußland. Doch beteiligte er sich nicht, wie bislang allgemein angenommen wurde, an dem Zuge nach Moskau, sondern blieb, wie Endler nachgewiesen hat, mit 2 Kompanien als Etappenbesatzung in Widsy, 250 km von der deutschen Grenze entfernt. Schon seit Jahren kränklich, litt er schwer unter den Strapazen des Feldzugs und kehrte im Januar 1813 krank in die Heimat zurück. Er starb bereits am 14. Februar 1813 und liegt auf dem alten Friedhofe zu Neustrelitz begraben.

6. Gründung des (Distrikts-) Husarenkorps

Von Bonin ging mit großem Eifer an die Arbeit. (Mai 1798). Die Kosten der Uniformierung und Bewaffnung, sowie der Pferdebeschaffung und Ausrüstung für den Wachtmeister und die 12 Husaren schlug Bonin auf 1900–2000 Rthlr. an, die der Herzog bzw. die Kammer bezahlte. Aus Ersparnisgründen wurden die Pferde der Garde zu Roß abgeschafft. Sie selbst bestand noch als Gardedukorps bis 1808 und ging dann, ebenso wie die Grenadiergarde, infolge der Militärreorganisation ganz ein. Von den etatsmäßigen Gardereitern waren ganze 3 Mann da, die Husaren werden konnten und dahin versetzt wurden, denn es hatte, wie Bonin einmal bemerkte, keiner von den Gardereitern Lust zu dieser Veränderung. Diese 3 waren, wie von Bonin schrieb, „die einzigen, die noch einigermaßen darzu qualifizieren". Von diesen wurde aber ein 47jähriger wegen Kränklichkeit bereits im August zur Garde zurückversetzt, ein zweiter wurde Ende Oktober wegen Trunkenheit im Dienste entlassen. Außerdem meldeten sich noch 2 Vizegardereiter. Die übrigen Husaren waren zumeist Bediente, Reitknechte und Kutscher von adligen und bürgerlichen Herren, ferner 1 Jäger (Holzwärter), 1 Tagelöhner (Aufseher) und je 1 Neustrelitzer Fischkarrer und Bäckermeister [40]). Ihr Alter schwankte zwischen 20 und 40 Jahren.

7. 1. Wachtmeister: Fallmer (1798—1807)

Da dem Major von Bonin „ganz besonders daran gelegen war, einen guten, tüchtigen Unteroffizier für die 12 Husaren" zu haben, so erhielt er von Herzog Karl den Befehl, sich an den Rittmeister von Warburg im Göckingkschen (Zieten-)Husarenregiment in Berlin – den späteren Kommandeur der C-Husaren – zu wenden. Dieser empfahl den „sehr verdienten und vom ganzen Regiment geachteten, rechtschaffenen" Unteroffizier F a l l m e r , der „strengen Ernst mit väterlicher Güte" verbinde. Fallmer [41]) hatte je 20 Jahre als Husar und als Unteroffizier gedient, war 57 Jahre alt, aber „noch durchaus rüstig", zu Pferde vor allem sei er noch sehr rasch und nehme es mit den Jüngsten auf, heißt es in einem Schreiben. Er hatte den Siebenjährigen Krieg noch mitgemacht und war im Feldzuge 1792 ff. (Campagne in Frankreich) mit der goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet worden. Am 26. Mai stellte sich Fallmer Bonin und dem Herzog vor, fand ihren Beifall und wurde daraufhin am 7. Juni von sei-

[40]) Die ersten Husaren hießen: (Frentzel), (Ahlgrimm), Peters; Mumm, Rinck; Wasmund, Fischer, Tolch, Lembke, Schulz; Kehtel; Fertig; Bock; Borchert.

[41]) Karl Ludwig Falmer, geb. 3. März 1740 zu Fürstenwalde, Spree, als Sohn des dortigen königl. Hafenhegers, war von Beruf Jäger. Er starb am 29. August 1807 zu Neustrelitz.

nem Schwadronschef, dem Major von Corswandt, entlassen [42]), um die Wachtmeisterstelle anzunehmen.

8. Vollendung der Organisation und Vereidigung der (Distrikts-) Husaren am 26. Sept. 1798

Am 26. August konnte Bonin dem Herzog berichten, daß die Errichtung und Organisation des Husarenkorps soweit fortgeschritten sei, daß er nur den Befehl erwarte, es dem Herzog vorzustellen. Doch bat er, das Korps nicht vor Michaelis in Tätigkeit treten zu lassen, da die Pferde z. T. noch sehr jung und schwach wären. Schließlich sprach er noch die Bitte aus, daß den Husaren das Prädikat „Leibhusaren" beigelegt würde. Der Herzog dankte am 5. September dem Major für die Aufrichtung des Husarenkorps, bezeugte ihm nochmals sein „wiederholtes, gnädiges Wohlgefallen und seinen Beifall" und war im übrigen mit Bonins Vorschlägen einverstanden, doch zum Schluß hieß es in dem Schreiben: „Schließlich müssen Wir euch jedoch erklären, daß Wir durchaus nicht wollen, daß den Husaren das mit ihrer eigentlichen Bestimmung im Widerspruch stehende Prädikat eines Leibhusaren Corps beigelegt wird, sondern es soll selbiges ohne weiteren Beisatz Herzogliches Husaren Corps benannt werden." Es sah hier der Herzog entschieden klarer als Bonin, bei dem auch ein wenig Eitelkeit mitsprach. Die „Leibhusaren" hätten ja nur eine Neuauflage der Leibgarde zu Roß bedeutet und vor allem zweifelsohne Konflikte mit den Ständen hervorgerufen. Auch in einem anderen Punkte sollte Bonin eine Enttäuschung erleben: Er wurde zunächst nur mit der Leitung des Husarenkorps beauftragt, erst am 4. Juli 1800 wurde er richtiger Chef mit 200 Rthlr. Gehalt.

Am 26. September erfolgte die Vereidigung der Husaren [43]) vor dem Herzoglichen Geheimen Rats- und Regierungskollegium (Ministerium). Den Husaren wurde dabei folgender für die damaligen Zeitverhältnisse bezeichnender Erlaß vorgelesen: „Damit der bei Errichtung des Herzogl. Husaren Corps beabsichtigte Endzweck erfüllet werden und die Husaren dem Herzogl. Lande und sämtlichen Untertanen zur Sicherheit, zur Wohlthat und zum Seegen, nicht aber zur Last und Geissel gereichen mögen, so haben sämtliche Husaren, besonders aber die einzelnen in die Distrikte des Landes commandirten Husaren sich vorzüglich ordentlich, sittlich, nüchtern und pflichtmäßig zu betragen. Sr. Herzogl. Durchlaucht . . . wollen ausdrücklich, daß hierauf mit unnachsichtlicher Strenge und Ernst gehalten werden soll, und soll derjenige Husar, der sich auf Commando Excesse von irgend einer Art zu Schulden kommen läßt, besonders aber derjenige, der sich betrinkt, sofort abgelöst, einberufen und exemplarisch (hieselbst durch Fuchtel) und nach Befinden der Umstände mit dem sofortigen Abschiede bestraft werden. Sollte aber wider Erwarten ein Husar sich Unterschleif oder Bestechung von Bettlern und Vagabonden oder von deren Hehlern, nicht minder auch widerrechtliche Forderungen oder Erpressungen, von wem es auch sein möge, zu Schulden kommen lassen, so soll derselbe nicht nur sofort aus dem Dienst gejagt, sondern auch nach befinden der Sache mit nachdrücklicher Leibes-Strafe belegt werden: Welches den sämmtlichen Husaren zur Warnung hiemit bekannt gemacht wird."

9. Bettler-, Vagabunden- und Armenordnung vom 12. Sept. 1798.

Bereits am 12. September hatte Herzog Karl die „Landesverordnung wegen Abstellung der Betteley, Verpflegung einheimischer Armen und Abwehrung der auswärtigen Bettler und Vagabonden" erlassen, durch die auch in der Hauptsache die Tätigkeit der Husaren genauer geregelt wurde. Bemerkenswert ist die Organisation der Fürsorge für die einheimischen Armen. Es heißt da in der Verordnung: „In unserm

---

[42]) Bemerkenswert ist das Begleitschreiben des Majors an Bonin, es heißt darin u. a.: „Hiermit übergebe ich Ihrer väterlichen Fürsorge meinen alten, verdienstvollen Fallmer, sein Abschied ist mir in Wahrheit nahe gegangen, indem ich ihn fast [seit] meinen jungen Dienstjahren als einen rechtschaffenen und braven Mann gekannt und verehrt habe."

[43]) Es ist daher der 26. Sept. als Gründungstag anzusehen und nicht der 4. Juni, wie Lisch a. o. O., S. 8 angibt.

Stargardischen Kreise soll von Michaelis dieses Jahres an kein einheimischer Armer . . betteln, dagegen aber ist ein jeder Ort . . verbunden, seine wirklich arme Einwohner . . . zu versorgen. Als zu welchem Behuf ein jeder Einwohner jährlich bestimmte Beiträge an die Obrigkeit des Ortes zu zahlen schuldig ist." – Es war dies ein entschiedener Fortschritt gegenüber den Armenordnungen des 16./17. Jahrhunderts, in denen die Armen auf das Betteln verwiesen wurden. – Hingegen wurden die Einwohner aufgefordert, keine Almosen zu geben. Sollte ein einheimischer Armer doch beim Betteln betroffen werden, so hat ihn der Husar zu arretieren und an die Ortsobrigkeit abzuliefern, die ihn ernstlich verwarnen soll. Beim 2. Antreffen soll er mit Gefängnis bei Wasser und Brot und körperlicher Strafe nachdrücklich bestraft werden. Wird er zum 3. Male beim Betteln betroffen, so wandert er auf 2 Jahre ins Landarbeitshaus. Ferner sollte von Michaelis ab keinem fremden Handwerksburschen und unverdächtigen Reisenden das Betteln in Mecklenburg-Strelitz gestattet sein. Solchen, die nicht mit gehörigen Pässen versehen waren und allen Verdächtigen, allen Vagabunden, Zigeunern und allem losen Gesindel sollte der Aufenthalt und Durchgang durch das Land gänzlich verboten sein. Beim ersten Betreffen sollten sie vom Husaren über die Grenze gebracht und ernstlich verwarnt werden, beim 2. und 3. Betreffen sollten sie auf 2 bzw. 4 Jahre, beim 4. Antreffen lebenslänglich ins Landarbeitshaus wandern. Hilfsbedürftigen reisenden Handwerksgesellen sollte von den örtlichen Armenkassen ein Zehr- und Reisepfennig gegeben werden. Den Distriktshusaren wurde noch besonders eingeschärft, ihre Aufmerksamkeit bei den Jahrmärkten zu verdoppeln, da „kundbarerweise das lose und verdächtige Gesindel den Jahrmärkten besonders nachgeht". Bis zur Vollendung des Landarbeitshauses sollten die zwei- oder mehrmals Angetroffenen nachdrücklich körperlich bestraft werden [44]).

10. Instruktion für die (Distrikts-) Husaren vom 25. Sept. 1798

Die Instruktion für die Husaren verfaßte Bonin (25. Sept. 1798) [45]). Als Grundlagen diente ihm die vorgenannte Landesverordnung, ein älterer von den Ständen und von Kamptz ausgearbeiteter Entwurf und eine „Instruction für den Officier, welchem das Commando des Husaren Corps anvertraut worden" (12. Sept.). Am 9. Oktober überreichte Bonin sie der Regierung. Wir können dieser darin nur zustimmen, daß sie durchaus zweckentsprechend und praktisch war. Blieb sie doch über ein halbes Jahrhundert von Bestand, bis sie 1855 durch eine neue ersetzt wurde. Sie beginnt etwas urwüchsig: „Der ins Land commandirte Husar reitet von hier ab, mit complet mondirtem Pferde, Pistolen im Sattel, zieht – nachdem die Jahreszeit ist – Pelz oder Dollman mit Überhosen an und hat gute lederne Hosen nebst Scherpe im Mantelsakke, wie auch Kittel und fouragier Mütze . ., Karabiner nebst Bandelier läßt er zurück und hängt nur die Kartousche um.". Ohne Rücksicht auf Witterung, Sonn- oder Festtage sollte der Husar in seinem Distrikt täglich herumreiten. Binnen 24 Stunden hatte er mindestens 2 Meilen zurückzulegen. Die Grenzortschaften sollten mindestens zweimal, die übrigen mindestens einmal im Monat beritten werden. Jeder Husar hatte einen vorgedruckten Rapport genau auszufüllen. Insbesondere hatte er die Ortschaften einzutragen, die von ihm berührt waren und die von ihm betroffenen Bettler und Vagabunden zu verzeichnen. Auf einem besonderen Bogen mußte er sich eine Bescheinigung über seine Anwesenheit sowie über sein Verhalten von den Ortsobrigkeiten ausstellen lassen.

Der Wachtmeister erhielt monatlich an Löhnung 8 Rthlr., die Husaren 3 Rthlr. 24 ß – abgesehen von den beiden ehem. etatsm. Gardereitern, die ihre frühere Löhnung: 5 Rthlr. weiter bezogen, ebenso behielt der bisherige Holzwärter Kehtel seine 50 Rthlr.

---

[44]) Gleichzeitig erging an alle Prediger der Befehl, diese Landesverordnung am 30. Sept. von den Kanzeln zu verlesen, daneben der Gemeinde die Befolgung dieser wohltätigen Verordnung ans Herz zu legen und „in einem zweckmäßigen Gebet den Segen des Himmels zum Gedeihen dieser gemeinnützigen Anstalt zu erbitten."

[45]) Abgedruckt neben den älteren grundlegenden Gendarmerieinstruktionen der deutschen und einiger europäischer Staaten bei von Kamptz, Allgemeiner Codex der Gendarmerie, 1815, S. 393/402.

im Jahr. – Alle hatten Steuerfreiheit, ein Holzdeputat, freien Arzt und freie Medizin; den Verheirateten wurden Gärten zugesichert, sobald welche frei wurden. War der Husar in seinem Distrikt, so erhielt er außerdem täglich 20 ß für sich und sein Pferd, der Wachtmeister 32 ß [46]).

11. Die (Distrikts-) Husaren nehmen am 1. Okt. 1798 ihren Distriktsdienst auf.

Am 1. Oktober 1798 ritten zum erstenmal 6 Husaren von Neustrelitz aus in die 6 Distrikte, in die das Land Stargard, abgesehen von dem Residenzdistrikt, eingeteilt war. – Das Land Ratzeburg wurde erst vom Jahre 1809 ab von einem Husarenkommando beritten. – Der Wachtmeister und die übrigen 6 Husaren blieben in Neustrelitz. Letztere dienten als Ablösung, die anfangs alle 3, später alle 4 Wochen erfolgte, daneben hatten sie den Residenzdistrikt zu bereiten und Ordonnanzdienste für den Hof und die Regierung zu leisten. Schließlich wurde zu den größeren Jahrmärkten der Wachtmeister mit 2 Husaren kommandiert.

Infolge ihres Dienstes in Distrikten bürgerte sich mehr und mehr für die Husaren die Bezeichnung „Distriktshusaren" ein, wenn auch erst im Staatskalender für 1814 die bisherige Benennung „Husaren Corps" durch „Districts und Ordonnance Husaren" ersetzt wurde, offenbar um sie von den 1813 aufgerichteten C-Husaren zu unterscheiden.

12. Tätigkeit und Bewährung der Distriktshusaren

Die Haupttätigkeit des Distriktshusaren bestand, wie schon angedeutet, darin, seinen Distrikt von einheimischen und fremden Bettlern, sowie von fremdem Gesindel aller Art freizuhalten, sie über die Grenze abzuschieben oder beim Amt oder den Ortsobrigkeiten abzuliefern, die Krüge auf verdächtige Personen zu revidieren und die Jahrmärkte zu beaufsichtigen. Auch war mit dieser Tätigkeit eine umfangreiche Paßkontrolle verbunden. Schließlich hatte er den Handel mit verbotenen Waren zu verhindern und dafür zu sorgen, daß niemand innerhalb der Ortschaften Tabak auf der Straße oder zwischen den Gebäuden rauchte – der Strohdächer wegen. Falls der Übeltäter sich weigerte, das Rauchen einzustellen, hatte der Husar ihm die Pfeife fortzunehmen und auf dem Amte abzuliefern, wofür er eine kleine Belohnung erhielt, wie auch für die Beschlagnahme von Waren, mit denen der Handel verboten war.

Über die Bewährung der Husaren geben ihre Rapporte, die Berichte Bonins und die Beschwerden gegen und von Husaren genügend Auskunft.

Am 27. Oktober 1798 überreichte Bonin der Landesregierung die ersten Rapporte. Er bemerkte dazu, daß er alle Ursache habe, mit der Rapporterstattung der Husaren zufrieden zu sein, einen Fall ausgenommen, müsse er den Husaren in Ansehung ihres ganzen Betrages das beste Zeugnis geben, das sich vorzüglich gründe auf den überbrachten sehr vorteilhaften Zeugnissen der Ämter und Magistrate. Nach dem mündlichen Bericht und nach Ausweis der Rapporte der Husaren wäre das Land bereits fast gänzlich von Bettlern geräumt, 2 alte Bettelweiber und 2 Verdächtige ausgenommen, sei ihnen nichts begegnet. Selbst auf den Märkten hätte sich durchaus kein Bettler spüren lassen, auf dem Neubrandenburger Herbstmarkt wären nur einige Verdächtige zum Tor hinausgebracht worden. So war also der Erfolg gleich ein ganzer, das Gesindel muß auf die Kunde von dem Kommen der Husaren eiligst das Land geräumt und vor allem nach Mecklenburg-Schwerin sich verzogen haben. Dort war man noch nicht so weit wie in Mecklenburg-Strelitz hinsichtlich der Erbauung eines Landarbeitshauses und Anstellung von ständigen Landespolizeiorganen. Am 14. April 1799 klagte das

[46]) Bereits am 27. Oktober 1798 bat Bonin, daß den Husaren eine tägliche Zulage von 4 β gewährt würde, da sie bei den hohen Kornpreisen mit ihren Diäten nicht auskommen könnten. Dies wurde abgelehnt, wie auch eine spätere Bitte der Husaren. Man war damals in diesen Dingen sehr sparsam in Mecklenburg-Strelitz, galt es doch die von „Dörchläuchting" gemachten Schulden zu tilgen. Endlich 1804 wurde auf ein Gesuch der Husarenfrauen an den Herzog um Brotkorn jedem Husaren jährlich 6 Scheffel Roggen für je 1 Rthlr. vom herzogl. Kornboden zugewiesen. Der Marktpreis war bedeutend höher.

Amt Stavenhagen, daß jedesmal, wenn das von Ludwigslust aus dorthin beorderte Husarenkommando abwesend sei, „die Not und Gefahr wegen des alsdann in unglaublicher Menge in das hiesige Amt eindringenden Gesindels doppelt groß war, und ganz besonders seit der Zeit, daß die neue Husaren-Einrichtung in den Strelitzischen besteht."[47]) Auch hören wir gelegentlich, daß die Städte des Landes Stargard es sehr gerne hatten, wenn an den Markttagen Husaren dort waren, da vor diesen die Vagabunden mehr Furcht als vor den Stadtdienern hätten.

Was waren es nun für Leute, mit denen die Husaren es auf der Landstraße zu tun hatten? Auch hierüber unterrichten am besten die Rapporte: Auffallend groß ist im Verhältnis die Zahl der bettelnden Weiber und auch der bettelnden Kinder. Ja, ganze Bettlerfamilien wurden angetroffen. Dann kamen Reisende aller Art: Kaufleute, Händler, Kesselflicker, Juden, Handwerksgesellen, Musikanten, Blinde, Wahnsinnige usw., die keine oder verdächtige Pässe hatten. Zeitweise treten viele bettelnde, desertierte oder abgedankte preußische Soldaten auf – die Nachfolger der alten gardenden Landsknechte –, auch einige schwedische Deserteure wurden angetroffen.

Es versteht sich von selbst, daß manche Einheimische und Fremde sich nicht so schnell an die Ordnung, die von jetzt ab im Lande Stargard herrschen sollte, gewöhnen konnten. Als der erste Schreck verflogen war, nahm die Zahl der betroffenen einheimischen Bettler wieder zu, zumal da auch die Not und Teurung um die Jahrhundertwende groß war. Vielfach waren die Krüger, die z. T. dem Gesinde Unterschlupf boten und von ihm ihren Vorteil hatten, der neuen Einrichtung wenig günstig gesinnt. Solche verdächtigen Krüge befanden sich vor allem in der Friedländer Gegend, zu Roga, Salow und Pleetz. In dem Kruge zu Roga hatte sich eine ganze Bettler- und Gaunergesellschaft längere Zeit häuslich eingerichtet. Sie bestand aus einem entlassenen preußischen Dragoner, einem „vagirenden" Bedienten, einem reisenden Jäger und zwei Kesselflickern mit ihren Weibern und Kindern, außerdem gehörte zu der Gesellschaft ein alter Student, der Brandbriefe schrieb, welche die Weiber austrugen. Die Gesellschaft wurde eigentlich nur durch einen Zufall von einem Husaren entdeckt. Auch der „Grüne Hirsch" vor Neubrandenburg beherbergte öfters solch Gesindel. Schon im Oktober 1798 schrieb Bonin in einem Bericht: „Der Husar ist dem Krüger kein willkommener Gast und wird daher von diesem überhaupt nicht mit vieler Billigkeit behandelt." Und die Husaren klagten, daß sie von den Krügern aufs ärgste geprellt würden. Weiter beschwerten sie sich, daß es ihnen schwer falle, in den Orten, wo keine Krüge seien, ein Unterkommen zu finden. Doch da erließ die Regierung auf Veranlassung Bonins ein energisches Mandat an Pächter und Schulzen, für Unterkunft der Husaren gegen angemessene Bezahlung zu sorgen.

Vor allem aber konnten sich die Fremden, insbesondere die Preußen und die Juden, nicht recht an die neue Ordnung gewöhnen, denn sie waren bislang meist ohne Pässe gereist. Auf die Frage des Husaren nach ihren Personalien und dem Woher und Wohin gaben sie oft schnodderige, grobe und beleidigende Antworten. Die Husaren mußten oft Gewalt anwenden, und mit der Faust oder gar mit dem Säbel sich Respekt verschaffen. Auch mit den Einheimischen, besonders mit der ländlichen Bevölkerung kamen Zusammenstöße vor, die aber gelegentlich für die Husaren unangenehm wurden. So hatte z. B. im Jahre 1801 ein Bauernknecht einen Husaren mißhandelt, ihn in den Arm gebissen, so daß er längere Zeit dienstunfähig war und in seiner freien Zeit sein Handwerk als Leineweber nicht ausüben konnte. Außerdem hatte er ihm seinen falschen Zopf nebst Zopfband ausgerissen. Auch kamen Reibereien mit Amtslandreitern vor. Diese hatten sich bislang als die Herren des platten Landes gefühlt und sahen nun wohl in den Husaren eine unerwünschte Konkurrenz. Dagegen fand die neue Einrichtung bei den ordnungsliebenden Elementen durchaus Anklang, ja sie unterstützten die Husaren bei ihren Nachforschungen nach verdächtigen Personen. Als einmal in einer Altstrelitzer Gastwirtschaft ein großsprecherischer preußischer Korporal behauptete, er hätte einem Husaren im Triepkendorfer Kruge auf seine Frage nach den Personalien ein paar Ohrfeigen gegeben – was aber keineswegs

[47]) Witte, Kulturbilder II, S. 68.

den Tatsachen entsprach – sprang ein biederer Altstrelitzer Schneidermeister auf und sagte zu dem Korporal: Er möge nicht so niederträchtig von seines Herren Husaren sprechen, das könne er als Bürger nicht leiden, sonst gebe es hier etwas mit dem Schemelbein.

Allerdings kamen auch begründete Beschwerden über die Husaren vor. So wurde bereits am 24. Oktober 1798, trotz Bonins Verwendung, ein Husar entlassen. Derselbe hatte dem Stargarder Kümmel, der auch in späteren Jahren dem einen oder dem andern Husaren zum Verhängnis wurde, allzu reichlich zugesprochen, so daß er „äußerst betrunken" auf der Straße wiederholt nach Branntwein schrie und beim Wegreiten vom Pferde fiel. Ein anderer hatte die Unterschrift eines Schulzen gefälscht. Dieser wurde nur 4 Wochen lang vom Dienst suspendiert und 8 Tage in Arrest gesteckt, einen Tag um den andern bei Wasser und Brot. Bei weiteren Vergehen sollte er aus dem Dienst entlassen werden. 1801 und 1810 wurde je 1 Husar abgesetzt, weil er von fremden Händlern Waren oder Geld erpreßt oder angenommen hatte. Mit Recht hatte 1801 das Justizkollegium erklärt, daß der Vorfall alle Aufmerksamkeit verdiene, denn, wenn die Husaren so verfahren dürften, würden sie zu Geißeln des Landes werden. 1907 wurde von den Husaren gelegentlich gesagt, daß sie oft mehrere Nächte in den Krügen herumlägen, anstatt am Tage herumzureiten, mit den Krügern in Zivil auf Jagd gingen und ihre Montierung im Kruge aufhängten. Ja, von Pasenow aus hätten sie in Zivil eine Vergnügungsreise nach Woldegk unternommen. Als der Husar einmal auf dem Woldegker Markt ausblieb, soll sich der Woldegker Bürgermeister, der sich durch ein „heftiges gichtiges Reißen im Kopf" in etwas cholerischer Stimmung befand, geäußert haben, daß mit den Husaren alles nur Quakelei und die ganze Einrichtung be . . . . . wäre. Zwar stellte er diese Äußerung in Abrede, doch meinte er, die Husaren gingen nur darauf aus, durch Beschlagnahme von Waren und durch Wegnahme von Tabakspfeifen Geld zu verdienen. Bonin betonte aber demgegenüber, daß sowohl der Herzog, wie auch sämtliche Stände mit der bisherigen Wirksamkeit der Husaren zufrieden wären, wogegen das Urteil eines einzelnen Mitgliedes der Stände ihm sehr gleichgültig sein könne. Von der Regierung erhielt der Bürgermeister einen derben Rüffel, in dem es hieß: „Wir können nicht umhin, die mit so aussichtlichem Nutzen für öffentliche Ruhe und Sicherheit verbundene Einrichtung des Husaren-Corps aufrecht und in Ansehen zu erhalten, und müssen es daher doppelt mißbilligen, wenn Vorsteher ganzer Communen sich darüber unzeitige und unschickliche Äußerungen erlauben. Du wirst es selbst einsehen, daß physisches Mißbehagen keine verdrießliche Laune im Dienst rechtfertigen könne."

Es ist ja auch immer mißlich, auf Grund einzelner Vorfälle eine ganze Einrichtung zu verdammen. Dies trifft auch fürs Distrikshusaren-Corps zu. Wir bemerkten schon, daß das Gesindel vor den Husaren einen großen Respekt hatte und tunlichst das Land Stargard mied. Die Tatsache, daß man das Distriktshusaren-Corps, obwohl es ursprünglich nur auf 6 Jahre angenommen war, dauernd beibehielt, spricht am besten für seine Brauchbarkeit und Bewährung. Bestimmte doch Herzog Karl in der schon erwähnten Landesverordnung vom 4. Januar 1805, daß „die bisherigen Policeianstalten in Ansehung der 12 Husaren . . . fernerhin zu ewigen Zeiten bestehen sollen."

Dagegen hatte Mecklenburg-Schwerin mit seinem erst 1801 aufgerichteten Distriktshusaren-Korps (1 Wachtmeister, 2 Unteroffiziere, 31 Husaren) kein Glück. Nach 10jährigem Bestehen war Mecklenburg-Schwerin „immer noch wie früher, vielleicht sogar mehr noch, die Ablagerungsstätte für das Gesindel der Nachbarlandschaften geblieben". Das Schweriner Distriktshusaren-Korps „hatte alle Achtung in der Bevölkerung verloren" und wurde 1812 zu einer „Gendarmerie" nach französischem und westfälischem Muster umgeformt. Zu einem guten Teil wird es daran gelegen haben, daß die Schweriner mit dem Chef der Distriktshusaren, dem Wachtmeister (Leutnant) Trippenbach, kein Glück hatten. Er hatte sich allerhand Durchstechereien zuschulden kommen lassen, und wurde 1811 entlassen. [48])

[48]) Witte, Kulturbilder, II, S. 70 ff., 84, 86/89. Geh. und Hauptarchiv, Schwerin, Kabinettsablief., Vol. 460.

Zwei Ansichten von Remplin, Kreis Malchin, aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts

Von Helge Bei der Wieden

In der Bildersammlung des Heimatmuseums in Bückeburg befinden sich zwei Ansichten von Remplin, Kreis Malchin. Es sind zwei Federzeichnungen, von denen die eine vom 27. September 1816 datiert ist [1]) und die andere vom 22. Juni 1819 [2]). Die zweite ist eine lavierte Federzeichnung. Wie beide Bilder in den Besitz des Museums gekommen sind, ist unbekannt. Es gibt auch keine Hinweise darauf, wer sie gezeichnet haben könnte. Die Daten machen es jedoch wahrscheinlich, daß sie mit dem Erwerb Remplins durch den Fürsten von Schaumburg-Lippe in Verbindung stehen.

Seit 1405 ist Remplin im Besitz der Hahn nachweisbar [3]). Ende des 18. Jahrhunderts kam es an Friedrich II. – späteren – Grafen von Hahn. Dieser ließ in den Jahren 1790 – 1793 auf seinem Gut die erste Sternwarte Mecklenburgs bauen. Er trieb nicht nur selbst Astronomie, sondern unterstützte diese Wissenschaft aus seinem großen Vermögen auch materiell. So ließ er die zwanzig Kupferplatten für Johann Elert Bodes Himmelsatlas auf eigene Kosten anfertigen. Ihm zu Ehren wurde ein Ringgebirge des Mondes nördlich des Mare Crisium Hahn genannt. Als Friedrich 1805 starb [4]), konnte Remplin der Familie jedoch nur noch gut ein Jahrzehnt erhalten werden.

Friedrichs Sohn Karl war ein leidenschaftlicher Theaterliebhaber, der sein Vermögen rückhaltlos für die Schauspielkunst einsetzte. Er ließ in Remplin Theater spielen. Einmal engagierte er sogar August Wilhelm Iffland, einen der berühmtesten Schauspieler seiner Zeit und Direktor des Nationaltheaters in Berlin. Hahn unterstützte wandernde Gesellschaften und versuchte sich selbst als Theaterdirektor. War durch die Napoleonischen Kriege sein Vermögen schon in Mitleidenschaft gezogen worden, so führte ihn seine Großzügigkeit bei allem, was mit dem Theater zusammenhing, zum Konkurs. 1808 wurde ihm die freie Verfügung über seinen Besitz entzogen [5]).

Um die Schulden zu decken, mußte ein Teil des Hahnschen Gutsbesitzes verkauft werden. Auf Bitten des Kurators, des Landrats von Vieregg auf Steinhausen, wurde für den 27. April 1816 die Versteigerung angesetzt. Der „Hamburgische unpartheyische Correspondent" vom 7. Februar 1816 brachte daher auch eine eingehende „Beschreibung der im ritterschaftlichen Amte Stavenhagen belegenen Lehn Güter Remplin mit den Pertinenzien Pampow, Retzow und Wendschenhagen, und Alt- und Neu-Panstorff". Von diesen Gütern hieß es, sie seien „in jeder Hinsicht die vorzüglichsten Mecklenburgs". Sie hatten zusammen eine Fläche von 1 747 761 Quadratruten [= 3 789 ha]. Auf Remplin allein entfielen nach der Direktorialvermessung 649 931 Quadratruthen, davon „239,792 Q.Ruthen vorzüglicher guter und milder Acker, 244,792 Q.Ruthen ergiebige Wiesen und niedrige Weide, und 115,806 Q.Ruthen vortreffliche wohlbestande Hölzungen". „Es ist ein besonderer herrschaftlicher Hof, durchaus maßiv und schön gebaut, vorhanden... Das elegante Wohnhaus oder Schloß enthält Zimmer im Überfluß, und mehrere große und kleine Säle, worunter ein Marmor-Saal... Das herrschaftliche Haus ist von einem Garten umgeben, der durch Staketten eingeschlossen, mit Canälen durchschnitten, und mit kostbaren Gebäuden, als einem maßiven Observatorio, welches mehrere Säle und Zimmer enthält, mit großen und kleinen Treib-, Ananas-, Wein- und Pfirschen-Häusern, mit kostbaren Granit-Arbeiten in Portale, Ruinen und einem Obelisk versehen, und worin alter und neuer Geschmack vereint ist. Große, aneinanderstoßende Teichen enthalten eine vollständige Holsteinische Karpfen-Wirthschaft... Der Flächen-Inhalt des Gartens enthält, mit Einschluß des darin befindlichen Lusthölzchens, 7 248 Q. Ruthen, und stößt an fast unabsehbare

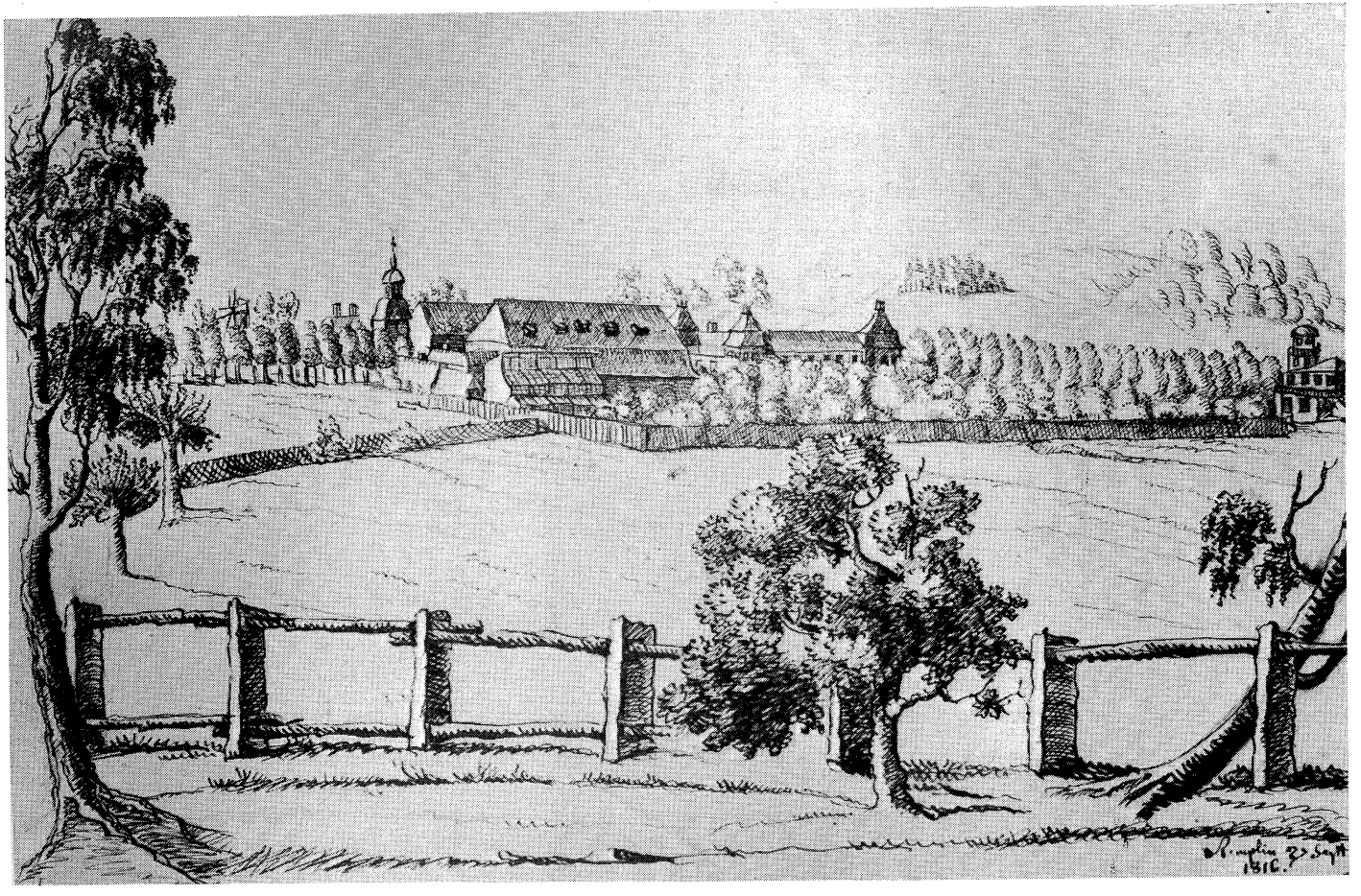


Abb. 1 Remplin 1816 von Süden

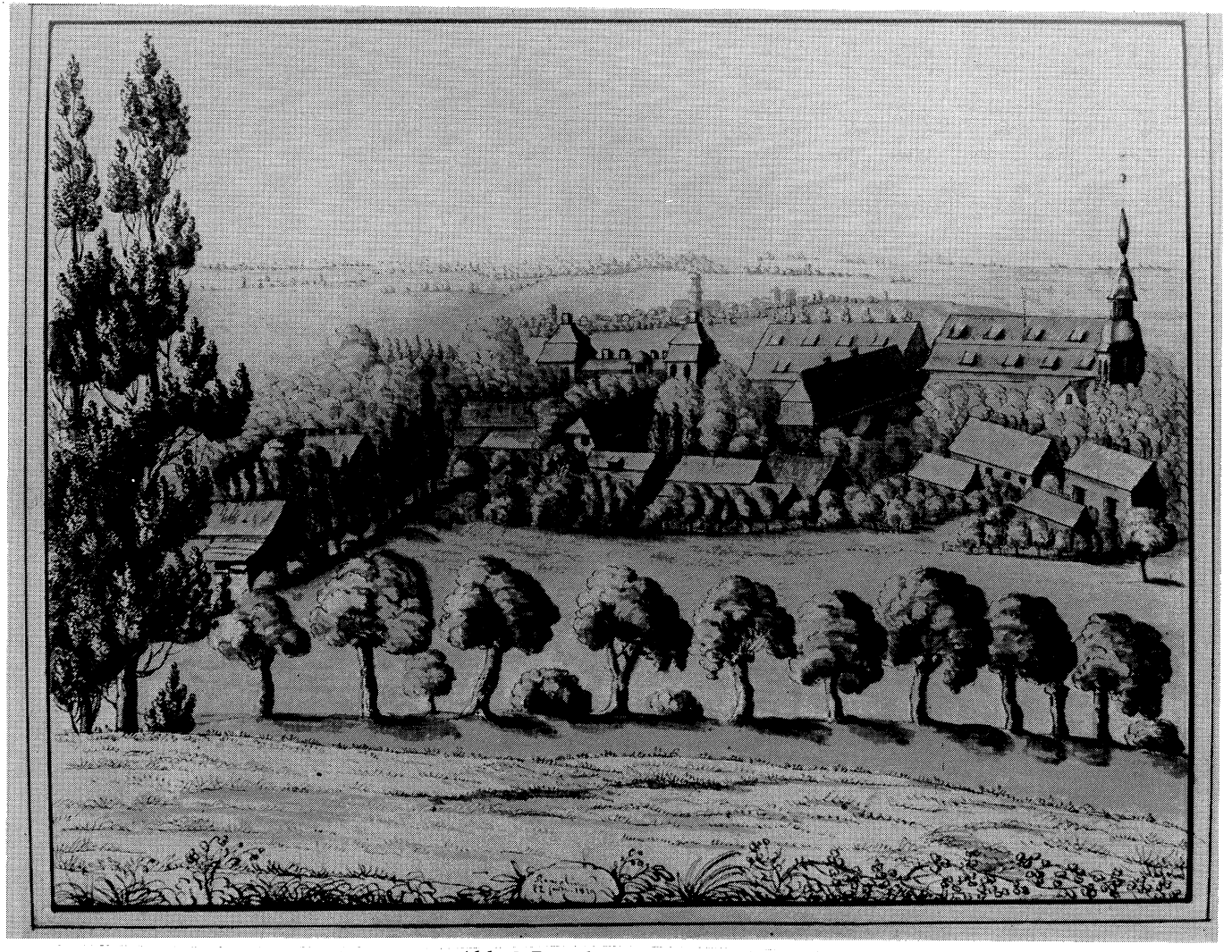


Abb. 2 Remplin 1819 von Norden

Wiesen, hinter welchen die Stadt Malchin einen schönen Gesichtspunct abgiebt." Dann war die Rede von den Gebäuden des Wirtschaftshofs, einem Reithaus, einer Brauerei und Brennerei, einem Gasthof, einer Wassermühle, einer Windmühle und einer Schmiede. Es gab damals aber nur eine Kapelle, die von Hohen Mistorf aus versorgt wurde. Zusammenfassend hieß es: „Ueberhaupt ist Remplin ein Landsitz, dem es durchaus an keiner Annehmlichkeit fehlet, wobey aber Nutzen und Vergnügen überall vereint sind." [6])

Die Güter wurden zunächst getrennt versteigert. Fürst Georg Wilhelm zu Schaumburg-Lippe erhielt mit 155 620 Rtlr N2/3 für Remplin und Wendischhagen den Zuschlag. Alt und Neu Panstorf und Pampow gingen für 89 205 Rtlr N2/3 an den Kammeragenten Jacobson und Retzow für 63 175 Rtlr N2/3 an Alexander Itzig in Prenzlau. Zusammen erbrachten die Güter die Summe von 308000 Rtlr N2/3. Am 20. Mai 1816 wurde dieser Güterkomplex noch einmal geschlossen versteigert. Nun erwarb der Fürst zu Schaumburg-Lippe für 320 150 Rtlr N2/3 alles [7]). Für Remplin, Wendischhagen und Retzow zahlte er an die Hahnsche Kuratel-Verwaltung 214 958 Rtlr N2/3 und für Pastorf und Pampow 105 192 Rltr N2/3. Am 6. September 1816 erhielt Georg Wilhelm die endgültige Genehmigung für den Erwerb und die Belehnung von Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin [8]). Für drei Jahrzehnte blieb nun der Fürst zu Schaumburg-Lippe Besitzer von Remplin.

Schon Georg Wilhelms Mutter Juliane hatte Güter in Mecklenburg erworben [9]), und bei Remplin blieb es nicht. Der Fürst kaufte, was ihm günstig erschien. So gehörten die Schaumburg-Lippe schließlich zu den größten Grundbesitzern in Mecklenburg. Wenn auch nach dem ersten Weltkrieg manches verkauft wurde, so verlor das Haus durch die Bodenreform des Jahres 1945 immer noch ungefähr 7 700 ha [10]).

Fürst Georg Wilhelm zu Schaumburg-Lippe schuf das Vermögen seines Hauses [11]). Güter bedeuteten ihm Geldanlage, Spekulations- und Rendite-Objekte, ganz im Gegensatz zu seinem Kabinettsrat und engstem Berater Viktor von Strauß und Torney [12]). Für Georg Wilhelm waren Güter in Mecklenburg nur eine Möglichkeit des Grunderwerbs. Er kaufte auch große Landkomplexe in Böhmen und Ungarn zusammen. Nichtrentierliche Kapitalien versuchte er daher anderenorts einzusetzen, um mit ihnen Gewinne zu erzielen. 1846 machte er sich daher Gedanken über Remplin. Der Ankauf von Besitzungen im Ausland habe die Rentkammer verschuldet. Die allgemeine Konjunktur sei ungünstig, es herrsche Geldmangel, dabei bestehe wegen der Eisenbahnbauten ein Bedürfnis nach Geld. Das treibe den Zinsfuß in die Höhe und führe zur Kündigung von Kapitalien. Da seit Jahren aus Mecklenburg keine Einnahmen mehr gekommen seien, solle man die Gelegenheit nutzen, wenn Remplin vorteilhaft zu verkaufen sei. Er bezweifelte allerdings, ob die Schätzung der Kammer auf 1 200 000 Rtlr realistisch sei [13]).

Der Verkauf erfolgte offenbar bald darauf. Am 12. August 1846 erwarb der Landschaftsdirektor Karl Freiherr von Maltzahn Remplin mit Neu und Alt Panstorf, Retzow, Pampow und dem Bauerndorf Wendischhagen für 980 000 Rtlr. preuß. Kurant [14]). Die Übergabe erfolgte am 7. Juli 1847 [15]). Wenig später wechselte der Besitz an die russische Linie des Hauses Mecklenburg-Strehlitz. Sie behielt ihn bis 1945 [16]). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden das Schloß ausgebaut und die Kirche errichtet [17]).

Die beiden Zeichnungen aus den Jahren 1816 und 1819 zeigen also den Baubestand wie er vor den großen Veränderungen war. Abb. 1 ist von Süden gezeichnet, rechts das Gebäude der Sternwarte. Der erwähnte Stakettenzaun um den Schloßpark ist deutlich zu erkennen. Dahinter liegen die Windmühle, die Wirtschaftsgebäude und das Herrenhaus. Auf Abb. 2 ist Remplin von Norden gesehen. Vor den Wirtschaftsgebäuden und dem Schloß befinden sich die Häuser des Dorfes. Der Turm, den beide Bilder zeigen, ist kein Kirchturm, sondern der Zugang zum Gutskomplex: „Zu der Zeit Friedrichs II. Hahn bildete Schloß Remplin mit seinen Nebengebäuden ein gro-

ßes Viereck. Kam man von Westen, so trat man durch einen hohen Thurm, der noch erhalten ist, auf den Hof. Ihn begrenzte das Herrenhaus, an das sich rechts und links Flügel und Nebengebäude anschlossen" [18]). Das zweite Bild läßt im Hintergrund Malchin erkennen.

1944 brannte das Schloß weitgehend ab. Erhalten blieben nur noch der nördliche Seitenflügel, der Torturm mit seiner Durchfahrt, das Verwalterhaus und mehrere Wirtschaftsgebäude. Sie beherbergen heute eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft und dienen als Wohnungen [19]).

Remplin – Stätte der Forschung geistigen Lebens, Schauplatz krankhafter Theaterleidenschaft, Objekt von Kapitalanlage und Spekulation, kultivierter Adelssitz, Zuhause von Genossenschaftsbauern; die Geschichte Remplins in den letzten zweihundert Jahren ist ein Zeichen für die Stetigkeit des Wandels.

Anmerkungen

[1]) Heimatmuseum Bückeburg, Bildersammlung: II, 21.

[2]) ebd., Bildersammlung: II, 22.

[3]) Friedrich Schlie: Die Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Grossherzogthums Mecklenburg-Schwerin, Bd. 5, Schwerin 1902, S. 115.

[4]) ADB 10 (Leipzig 1879), S. 360–361.

[5]) NDB 7 (Berlin 1966), S. 498.

[6]) Beylage zu No. 22 des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten vom 7. Februar 1816. In: Niedersächsisches Staatsarchiv (zit. StA) Bückeburg: Des. K 2 G 983.

[7]) StA Bückeburg: Des. K 2 G 983.

[8]) StA Bückeburg: Des. K 2 G 985.

[9]) Franz Engel und Manfred Hamann: Erläuterungsheft zu den Karten 2 und 3 (des Historischen Atlasses von Mecklenburg): Ämterkarte und Besitzstandskarte von 1797, Köln/Graz 1960, S. 17.

[10]) Martin Polzin: Kapp-Putsch in Mecklenburg. Junkertum und Landproletariat in der revolutionären Krise nach dem 1. Weltkrieg, = Veröffentlichungen des Staatsarchivs Schwerin 5, Rostock 1966, S. 258.

[11]) Vgl. Helge Bei der Wieden: Die Schaumburg-Lippischen Kassen-Anweisungen, in: Neues Archiv für Niedersachsen 21 (1972), S. 267–274.

[12]) Helge Bei der Wieden: Viktor von Strauß und die mecklenburgische Ritterschaft. Eine Denkschrift aus dem Jahre 1857, in: Carolinum 70 (1974/1975), S. 52–58.

[13]) StA Bückeburg: Des. K 2 G 991.

[14]) StA Bückeburg: Des. K 2 G 1015.

[15]) StA Bückeburg: Des. K 2 G 1017.

[16]) Helmut Sieber: Schlösser und Herrensitze in Mecklenburg, Frankfurt am Main 1960, S. 98; Martha Müller: Mecklenburger in Osteuropa. Ein Beitrag zu ihrer Auswanderung im 16. bis 19. Jahrhundert, = Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas 91, Marburg (Lahn) 1972, S. 377–378.

[17]) Schlie, a. a. O., S. 115–116.

[18]) Wilhelm Raabe: Mecklenburgische Vaterlandskunde. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und bis zur Gegenwart verbessert und vervollständigt von Gustav Quade. Bd. 1: Specielle Ortskunde beider Großherzogthümer Mecklenburg, Wismar 1894, S. 1094–1095.

[19]) Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Die Bezirke Neubrandenburg, Rostock, Schwerin, München/Berlin 1968, S. 305.

Ein vergessener moderner Gelehrter unserer Heimat:

Der Geologe Egmont K u m m e r o w

geb. 22. 1. 1880 in Voigtsdorf b. Woldegk in Meckl. Strelitz
gest. 5. 3. 1962 in Rüdersdorf b. Berlin

Egmont Kummerow wurde als Sohn eines Lehrers einer kleinen Dorfschule Voigtsdorf geboren. Bis zu seinem 15. Lebensjahr hat er sein Heimatdorf nicht verlassen. Der Vater und der Pastor gaben ihm zusätzlichen Unterricht, besonders in Sprachen. In der Kiesgrube seines Heimatdorfes machte Kummerow als Zwölfjähriger die erste Bekanntschaft mit Mineralien und Petrefakten, die für sein Leben entscheidend wurde und ihn nicht mehr los ließ. Er sollte auch Lehrer wie sein Vater werden und kam 1895 auf das Lehrerseminar und die Präparandenanstalt in Mirow (Meckl. Strelitz), die s. Z. einen ebenso guten Ruf wie die in Neukloster hatte. Nach Berichten eines Gewährsmannes hat er sich dort nicht sehr wohl gefühlt. Er war in seiner charakterlichen Anlage stets seiner Zeit voraus und dazu sehr nachdenklich, offen und kritisch. Dadurch kam er leicht in Konflikt mit seinen Vorgesetzten. Sein Hobby war schon damals praktische Botanik und Geologie sowie Mineralogie. 1900 wurde er als Hilfslehrer nach Woldegk versetzt und dem Küster und Lehrer Freundt unterstellt. Dieser Lehrer Freundt war der erste praktische „Geschiebeforscher" in Kummerows Leben, der ihn sehr beeindruckte, jedoch ihn in seiner Art nicht beeinflußte. Freundt sammelte nur Bernsteingeschiebe, die er nebenberuflich mit großem Geschick kunstgewerblich verarbeitete zu Schmuckstücken oder Zigarettenspitzen. Polieren, Schleifen, Durchbohren verstand Freundt meisterlich und verschaffte sich damit guten Nebenverdienst.

Die nächste Station für Kummerow war Schönberg, die Hauptstadt des Landes Ratzeburg, das damals zu Meckl. Strelitz gehörte. Hier war es der Kollege Fritz Buddin, der als Volkskundler und Heimatforscher schon einen Namen hatte und Kummerow tief beeindruckte und förderte. In Schönberg kaufte sich Kummerow vom Meckl. Strel. Schuldienst los, um nach Krumbeck b. Lübeck zu gehen und sich auf die Mittelschullehrer-Prüfung vorzubereiten, die er 1907 in Kiel bestand. 1908 wurde er daraufhin in Brandenburg (Havel) als Mittelschullehrer angestellt. Dort heiratete er, jedoch war die Ehe nicht glücklich und wurde wieder geschieden. Nach dem 1. Weltkrieg wurde ihm ein Jahr Urlaub zum Universitätsbesuch in Berlin gewährt. 1919 nahm er während des Studiums sofort Fühlung mit der Geologischen Landesanstalt auf und wuchs in die wissenschaftliche Arbeit seines selbstgewählten Studiums hinein. Er mußte noch mehrere Sprachen lernen (englisch, französisch, schwedisch, holländisch), dazu die Elemente des Lateinischen, um die wissenschaftliche Arbeit und die Korrespondenz mit vielen ausländischen Gelehrten führen zu können. Mit staatlicher Unterstützung hielt er sich auch studienhalber in Schweden und Estland auf. In Brandenburg trat er erstmalig als erdgeschichtlicher Forscher auf dem Gebiet der Eiszeittheorie auf. Er wählte sich als Spezialgebiet das der Ostrakoden. Dies sind Muschelkrebse in Größe eines Hanfkorns. Sie kommen schon zur Zeit der ältesten Ablagerungen vor (vor 100 Millionen Jahren als die Steinkohlenwälder gediehen). Aber sie leben heute auch noch, man kann sie sich bei uns in jeder Pfütze verschaffen und in lebendigem Zustand, möglichst unter dem Mikroskop beobachten. Sie haben sich in 100 bis 3000 m Tiefe erhalten und werden in Bohrproben bei der Suche nach Erdöl und Erzen versteinert zu Tage gefördert. Von diesen Muschelkrebsen gibt es viele Arten. Jede Kohleschicht hat ihre besonderen Ostrakoden. Wer sie kennt, kann die gute von der minderwertigen Qualität unterscheiden. Diese Ostrakodenforschung ist nur mit dem Mikroskop zu meistern, daneben aber muß auch das lebende Tier beobachtet

werden. Wissenschaft und Wirtschaft gehen bei diesem Forschungsgebiet Hand in Hand. Die Untersuchungen der Bohrproben geben Aufschluß darüber, wo abbauwürdige Steinkohlenlager anstehen. Dadurch werden unrentable Schachtanlagen und viel Arbeitskraft vermieden. Lassen sich nämlich in den Abbaulagerungen des Kohlenkalkes gewisse Arten von Ostrakoden mikroskopisch feststellen, so ist auch auf ein abbauwürdiges Kohlenlager zu schließen.

E. Kummerow ist einer der sehr wenigen Ostrakodenforscher in unserem Staat gewesen und weit über die Grenzen Deutschlands bekannt geworden und von der Fachwelt geschätzt.

Der 50jährige Schuldienst führte Kummerow in den großen Jahresferien zu Fuß und per Rad zu den Kiesgruben Mecklenburgs und besonders des Ostseestrandes. Jeden freien Tag nutzte er (wie sein Freund Walter Karbe) zum Sammeln von Geschiebe und zur Geländeforschung. Dabei ging es ihm ebenso beschwerlich mit der schweren Steinlast auf dem Rücken im Rucksack wie W. Karbe bei seinen Grabungsfunden, die er oft 20 und mehr km weit zu tragen hatte. Beschwerlich aber sehr aufschlußreich waren seine Estlandexkursionen (Paps, Pernau, Arensburg, Ösel, Reval, Dorpat) und die in Schweden. Nur eine gemeinsame Studienfahrt machte er mit Karbe nach Hiddensee 1951. So ergänzte er auch durch seine eigene Sammlung die der Preußisch Geologischen Landesanstalt Berlin, der er von 1919 an eng verbunden war. Sein Spezialforschungsgebiet war stets die urgeschichtliche Epoche bis zum Ende der Eiszeit (Ende etwa vor 30 000 Jahren). Seine wissenschaftlichen Arbeiten erschienen von 1923–1956 in periodisch erscheinenden Zeitschriften und Jahrbüchern der Geologischen Landesanstalt Berlin; der Geologischen Rundschau; dem Zentralblatt für Mineralogie; im Märkischen Naturschutz; der Zeitschrift der deutschen Geologischen Gesellschaft; den Meckl. Strel. Heimatblättern; den Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg; der Zeitschrift für Erdkunde; Forschungen und Fortschritte und im Jahrbuch für Mineralogie. Darin wurden Themen behandelt, wie: „die Drift- und Inlandeistheorie"; die Fauna der Diluvialgeschiebe; die Ostrakoden und Phyllopoden des deutschen Unterkarbons; Paläobiologie der Ostrakoden und Trilobiten; die Endmoränen Norddeutschlands und die Bewegungsrichtung des letzten Inlandeises; Bernstein als Geschiebe; die Schanzberge bei Wilsickow (Krs. Prenzlau); der märkische Bänderton; Oberflächengestalt von Meckl. Strelitz; Entstehung unserer Seen und Sölle.

Die Erdzeitalter Silur-Kreide-Jura-Karbon sind Schwerpunkte seiner Forschung gewesen. Seine größte wissenschaftliche Arbeit brachte 1937 die Geologische Landesanstalt in der Monographie des Unterkarbons. Hierin behandelte er die Ostrakoden des Unterkarbons.

1951 schied er endgültig aus dem Schuldienst aus, um ganz seiner wissenschaftlichen Arbeit zu leben. Da aber die Rente mit DM 160,- nicht reichte, leistete er in großer Zähigkeit am Mikroskop seine letzten Forschungsaufgaben. Er untersuchte 4000 Tüten Bohrmehl von Erdöl- und Erzbohrungen nach Mikrofossilien und Foraminiferen, darunter seine Muschelkrebse selbstverständlich auch.

1955 erlitt er den ersten Schlaganfall, von der Zeit an war seine Arbeitsintensität gemindert.

Obgleich Kummerow als Experte der Erdzeitalter und Ostrakodenforscher international geschätzt und anerkannt war, befremdet es doch, daß ihm zu seinem 70. Geburtstag keine besondere Auszeichnung zuteil wurde, z. B. den Dr. h. c. oder den Professorentitel gab, zumal ihm 1951 die Rostocker Universität die Vertretung des Ordinarius für Geologie anbot. (Wahrscheinlich geschehen durch seine ehemalige Brandenburger Schülerin, die Privatdozentin für Mineralogie Prof. Dr. Ingeborg Schaacke). Kummerows Forschungsergebnisse standen jahrzehntelang im Brennpunkt eines erbitterten wissenschaftlichen Kampfes. Seine Ostrakodenforschung war bedeutend für die Erschließung neuer Steinkohlenlager. Daß Kummerow den führenden Geologen, wie Joh. Korn, Dr. K. Hucke, Prof. Fr. Solger, dem Finnen Eskola u. a. in sachli-

cher Weise widersprach und deren Theorien energisch widerlegte und abwies, brachte ihm natürlich neben Ablehnung auch Feindschaft ein. Er warf der Geschiebeforschung vor, daß sie im Anfangsstadium ihrer Forschung (wie stets bei Anfangsstadien jedes Forschungsgebietes, das charakteristische Irrwege enthält), allzu schnell Ergebnisse tätigte, die nicht genügend geprüft waren. Mit dieser Kritik machte er sich natürlich unbeliebt, er wurde totgeschwiegen.

Ein Studienfreund Kummerows, der Geologe Wilh. Nuß († 1976) Neustrelitz, hat sich 1951 die Mühe gemacht, auf 50 Seiten Kummerows Forschungsergebnisse kritisch und vergleichend mit anderen Theorien führender Geologen zu beschreiben. (In der Handschriften-Sammlung des Karbe-Wagner-Archivs einzusehen). Die Heimat ist stolz auf den unbeirrbaren Gelehrten und Ostrakodenforscher Egmont Kummerow.

„Er wurde bekannt als Geologe durch seine Forschungen und Veröffentlichungen über die Eisströme des nordeuropäischen Landeises. 1925 erschien seine erste Arbeit über die Hauptbewegungsrichtung des diuvialen Inlandeises in Europa. Da seine Ansichten umstritten sind, standen sie oft im Mittelpunkt erregter Diskussionen. Er erbrachte den Nachweis, daß der Geschiebestand der Niederlande eine verblüffende „Gleichartigkeit" (nicht Gleichheit) mit dem Ostpreußens zeigt. Dies läßt sich nur durch die Annahme eines großen, in einem westlichen Teil Ostwest vorhandenen „Baltischen Eisstromes" erklären, dessen Bett die Ostsee war. Diese Annahme gilt aber nur vom rechten Flügel des nordeuropäischen Landeises. Er setzte sich mit allen Auffassungen und Methoden der Geschiebeforschung seiner Zeit auseinander und kritisierte . . ."

Annalise Wagner

Quelle: W. Nuß, Nekrolog. in Ztschr. f. angew. Geologie 1962, Heft 7.

Mecklenburgische Historiker der Gegenwart
Teil I

Laudatio auf Dr. Otto Witte (Iserlohn)

anläßlich der Verleihung des Mecklenburgischen Kulturpreises 1977
am 8. Oktober 1977 in Bad Bevensen
gehalten von Prof. Dr. Roderich Schmidt (Marburg/Lahn)

Der Mann, den es heute zu ehren gilt, ist durch seinen Beruf und durch seine Veröffentlichung mit z w e i deutschen Landschaften verbunden: mit Mecklenburg und mit Westfalen. Mit dem Hinweis auf diese Verbindung wird bereits etwas Bezeichnendes über Dr. Otto Witte, sein Wollen und sein Wirken ausgesagt. Man kann es als eine der größten Leistungen in der jüngsten Geschichte des deutschen Volkes bezeichnen, daß es nach dem Zweiten Weltkrieg gelungen ist, die Vertriebenen und Flüchtlinge in der Bundesrepublik zu ,,integrieren". Diese Integration geschah jedoch in vielen Fällen so, daß die Betreffenden ganz in ihren neuen Verhältnissen aufgegangen sind oder daß sie sich ganz der Erinnerung an die Vergangenheit und die alte Heimat hingegeben haben. Otto Witte ist einer von denen, die eine wirkliche und wirksame Integration vollzogen haben.

Bezeichnend ist auch das Motto, das er seinem kurzen Abriß der mecklenburgischen Geschichte (1976) vorangestellt hat: ,,Über der Geschichte liegt nicht nur der Schatten einer Vergangenheit, die sowohl erheben wie auch als drückende Last empfunden werden kann, sondern die auf ihr heraufziehende neue Zeit fordert einen neuen Anfang mit frischer Kraft und starkem Glauben!" Dies war zugleich die Devise für seine Arbeit als Bundeskulturreferend der Landsmannschaft Mecklenburg, ein Amt, das er sechs Jahre lang versehen hat. Das ist gewiß einer der Gründe, ihm den Mecklenburgischen Kulturpreis zuzuerkennen. Diese Seite seiner Tätigkeit zu würdigen, muß freilich berufenen Vertretern der Kulturpolitik vorbehalten bleiben. Ich darf mich hier an das halten, was im Zusammenhang mit diesem Wirken literarischen Niederschlag gefunden hat.

Die schon erwähnte Schrift ,,Kurzer Abriß der mecklenburgischen Geschichte" ist Teil einer Reihe mit dem Titel ,,Mecklenburgische Gedenktage", die Otto Witte seit 1973 gemeinsam mit Dr. Gerhard Böhmer, dem Träger des Mecklenburgischen Kulturpreises 1974, herausgibt. In der ,,Einführung", die Witte für das erste Heft verfaßte, bezeichnete er es als die Aufgabe dieser Reihe, ,,die Geschichte unserer engeren Heimat lebendig zu erhalten" und zugleich ,,das Bewußtsein zu pflegen, daß Mecklenburg und seine Bewohner stets ein Teil des großen deutschen Vaterlandes waren". Er selbst hat sich mit zahlreichen Beiträgen um eine ,,objektive Darstellung" einzelner Ereignisse der politischen Geschichte, der Wirtschafts-, Kultur- und Sozialgeschichte Mecklenburgs sowie um die Würdigung einzelner Persönlichkeiten bemüht, und zwar in einer – von ihm geforderten – ,,anschaulichen" Form, die geeignet ist, ,,die nationale Einheit im Denken und Fühlen unseres Volkes" anzusprechen (S. 2). Das geschieht nicht um der bloßen Vermittlung geschichtlicher Fakten willen, sondern ,,weil die Verantwortung vor der Geschichte und der Nation. . . bei uns allen liegt" (S. 2), nicht aus einer ,,romantischen Bestrebung", sondern weil ,,auch Hoffnungen. . . oft die Geschichte aus dem Dunkeln ins Helle geführt" haben. Diese Sätze machen deutlich, daß hier nicht nur ein Historiker am Werke ist, sondern auch ein Pädagoge, und daß die pädagogischen Anliegen nicht bloß auf die Jugend, sondern auch auf die Bewußtseinsbildung von Erwachsenen gerichtet sind.

Historiker u n d Pädagoge ist Otto Witte aufgrund seines Ausbildungs- und Lebensganges. Das Übergewicht der einen oder der anderen Seite ist schwer zu bestimmen; sie haben sich unlöslich miteinander verwoben.

Am 14. August 1903 wurde Otto Witte in Prisannewitz, einem kleinen Bauerndorf 12 km südlich von Rostock als Sohn eines Lehrers geboren. In bescheidener Umgebung wuchs er heran; die Ferienbesuche bei den Großeltern in dem westmecklenburgischen Städtchen Wittenburg waren für ihn „wie im Paradies". Der Vater bestimmte ihn zum Lehrerberuf und schickte ihn 1919 auf das Präparandum nach Tribsees. Hier, jenseits der mecklenburgischen Landesgrenze, verbrachte er drei Jahre und wurde – wie er selbst bezeugt – „in preußischem Geist zu Fleiß, Treue im kleinen und besonders zu körperlicher Ertüchtigung und Härte gegen sich selbst erzogen". Dieser Ausbildung verdankte er aber auch etwas, was seit den pädagogischen Reformwellen danach gering geachtet wird, „eine hervorragende Gedächtnisschulung und Arbeitsdisziplin". Nach bestandenem Abschlußexamen begab er sich auf das Lehrerseminar in der vorpommerschen Kreisstadt Anklam. Da in jener Zeit in Preußen die Aussichten für eine Anstellung gering waren, kehrte er bald nach Mecklenburg zurück und setzte seine Ausbildung auf dem bis 1919 allein für ritterschaftliche Landschulen zuständigen Lehrerseminar Lübtheen fort. Nachdem er hier das Abschlußexamen bestanden hatte, wurde er 1923 Lehrer an der zweitklassigen Volksschule in dem Bauerndorf Elmenhorst bei Warnemünde, nicht weit vom Strande der Ostsee entfernt. 15 Kinder hatte er hier zu unterrichten. „Solche idealen Schulverhältnisse" bemerkte der Pädagoge rückschauend „waren damals in dem sonst armen Mecklenburg möglich".

Der Lebenslauf des jungen Lehrers wäre vielleicht anders verlaufen, hätte er seine Anstellung nicht in der Nähe von Rostock und nicht an einer Schule erhalten, die ihn nicht voll beanspruchte. So benutzte er die Gelegenheit und belegte an der Landesuniversität Vorlesungen und Übungen in Pädagogik und Psychologie, und zwar bei Prof. Dr. David Katz, der durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Psychologie der Sinnesorgane hervorgetreten war. Witte konnte jedoch nur als Gasthörer eingeschrieben werden, weil ihm das Abitur fehlte. So beschloß er, den zweiten Schritt zu tun und dieses zu erwerben. Und er tat einen dritten Schritt, indem er sich hierzu erneut außer Landes begab: nach Jena.

Jena hat für den Mecklenburger, der seinen Reuter kennt, einen besonderen Klang. Es ist die besondere Anziehungskraft dieser mitteldeutschen Universität, die Reuter aus der eigenen Erinnerung beschworen hat, wenn er in seiner „Vagel – un Minschen – Geschicht" „Hanne Nüte un de lütte Pudel" den alten Pastor zu Gallin zu dem sich auf die Wanderschaft begebenden Schmiedegesellen Johann Snut sagen läßt:

„. . . In meinen alten Tagen
Lebt frisch noch die Erinnerung,
Als ich, wie du, einst frei und jung
Den Flug tat in die Ferne wagen.
Ach Jena, Jena!, lieber Sohn,
Sag mal, hört'st du von Jena schon?
Hast du von Jena mal gelesen?
Ich bin ein Jahr darin gewesen.
Als ich noch Studiosus war;
Was war das für ein schönes Jahr!

Es war ein Leben, wie für Götter!

Ich weiß nicht, welche Erinnerungen Otto Witte mit Jena verbindet. Sein Jahr in Jena war jedenfalls ein entscheidendes für ihn: Es brachte das volle Studium in den Fächern Geschichte, Englisch, Pädagogik, Philosophie, ergänzt durch Kunstgeschichte. Nebenher bereitete sich der Student auf das Abitur vor und – welche Willensleistung – bestand es hier bereits im Herbst 1927 aufs beste. Es waren gewiß harte Zeiten in Jena. Aber vielleicht würde auch Otto Witte heute einem jungen Manne, der in die Welt hinauszieht, den gleichen Rat geben, wie Reuters Pastor in Gallin es tat:

„Nun reis mit Gott mein lieber Sohn!

Un Hanne geiht, doch as hei sik
Rechtsch in de Strat will 'rümmer wen'n,
Röppt em de Herr Pastur taurügg,
Leggt an den Mund de beiden Hän'n
Un röppt em tau: 'Ein Wurt noch, Sähn! –
Ich würde doch nach Jena gehn'!"

Allein, die Frage ist mehr rhetorisch gestellt: denn das heutige Jena ist nicht mehr das Jena Reuters und nicht das Jena Wittes.

Der unmittelbare Anlaß für die Wahl des Studienortes durch Witte war allerdings sehr viel prosaischer: An dieser Universität konnte man auch ohne Abitur immatrikuliert werden, wenn man statt dessen ein Lehrerexamen hatte. Und nach bestandenem Abitur hat Witte der thüringischen Universität bald den Rücken gekehrt, um nach kurzem Zwischenspiel als Lehrer in Bentwisch bei Rostock hier sein Studium fortzusetzen.

Über dieses Studium in Rostock hat Otto Witte sich literarisch geäußert in einem Aufsatz „Erinnerungen Rostocker Studenten und Professoren an die Alma mater Rostockiensis", der in der historisch-literarischen Zeitschrift „Carolinum" 1969 zum 550-Jahrjubiläum der Universität Rostock erschienen ist. Was er einleitend ausführt, drückt in Worten der Prosa ähnliches aus, was Fritz Reuter dem Galliner Pfarrer als Verse in den Mund gelegt hat: „Wer auf einer Universität Jahre seiner Jugend mit höchstem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung und im Kreise froher, gleichgesinnter Freunde verlebte, wird sie, die Alma mater, zeitlebens als seine geistige Heimat betrachten. Hier wurden seine wissenschaftlichen Fähigkeiten geschult und er zu höchsten Leistungen angespornt, hier entwarf er in jugendlichem Idealismus Pläne für eine bessere Zukunft, der er seine Kräfte widmen wollte" (S. 44). Er gedenkt seiner Rostocker Lehrer, des schon erwähnten David Katz, der 1935 nach Schweden emigrieren mußte, besonders aber der Geschichtsprofessoren, des Althistorikers Ernst Hohl, des Mediävisten Hans Spangenberg und des Neuzeitlers Wilhelm Schüßler.

Obwohl Otto Witte aufgrund einer von Prof. Katz angeregten Dissertation über „Die Gebärdensprache der Hörenden. Ein Beitrag zur Psychologie der Sprache" zum Dr. phil. promoviert wurde, erfolgte in Rostock doch die Hinwendung zur Geschichte. Dies geschah nicht zuletzt unter dem Einfluß des besonders als Bismarck-Forscher namhaft gewordenen Wilhelm Schüßler. Witte bekennt von ihm: „Er bestach durch die Eleganz seines Vortrages, die Anschaulichkeit seiner Darstellung und die straffe Zusammenfassung großer Stoffmassen". Als Hilfskraft am Historischen Seminar (heute würde man wohl Assistent sagen) trat Witte zu den Professoren in ein engeres Verhältnis, besonders zu Schüßler, das in diesem Falle weit über die Studienzeit hinausreichte und das für seinen Lebensweg noch weitere Bedeutung erlangen sollte.

Im Jahre 1931 legte Witte das Erste Staatsexamen ab und wurde Referendar am Gymnasium in Wismar, danach am Fridericianum in Schwerin. Witte lobt dessen Direktor als einen hervorragenden Altphilologen und als eine überragende Persönlichkeit, und er macht in diesem Zusammenhang die Bemerkung: „Damals wurden Direktoren der höheren Schulen noch nach Persönlichkeitswerten und wissenschaftlichen Qualitäten ausgewählt". Nach dem Zweiten Staatsexamen im Frühjahr 1933 erhielt er eine Planstelle am Realgymnasium in Bützow mit 110 Schülern und mit 239,- Mark Monatseinkommen, was ihn jedoch instand setzte zu heiraten und eine Familie zu gründen.

Inzwischen war eine neue Zeit heraufgezogen. „Von meinem Vater her" bezeugt Otto Witte rückschauend, „war ich demokratisch eingestellt, denn alle Lehrer in Mecklenburg waren, durch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse bedingt, immer Demokraten". Aber zugleich war man – durchaus kein Widerspruch – natio-

nal. Demgemäß spielen auch in der Erinnerung Wittes die Sedanfeiern in seiner dörflichen Jugend eine Rolle. National und sozial waren ebenfalls vereinbarte Begriffe. Eine Partei, die beides proklamierte, konnte – zumal in ihrer Neuartigkeit und bei fehlenden Erfahrungen – nicht unbedingt als das erkannt werden, was sie war. Die neue Zeit brachte für Otto Witte 1935 die Berufung an die Hochschule für Lehrerbildung in Rostock, wo er Vorlesungen über Pädagogik hielt. Interessant für den, der die heutigen Verhältnisse an unseren Hochschulen kennt, ist die Bemerkung Wittes: „Die Führung der Studentenschaft war radikal und beanspruchte einen entscheidenden Anteil an der Leitung der Hochschule". Witte wurde dann auch zum Schulrat der Stadt und des Kreises Rostock bestellt, ließ sich jedoch von diesem Amt wieder entbinden und faßte den Entschluß, sich an der Berliner Universität, wohin Wilhelm Schüßler 1936 berufen worden war, zu habilitieren.

Der Krieg machte alle diese Ansätze und Vorhaben zunichte. Witte wurde bei Kriegsausbruch Soldat, zunächst an der Westgrenze, dann als Heerespsychologe beim II. Armeekorps in Stettin, seit 1942 im Osten. Die Schlachten am Ladogasee, der Rückzug von der Insel Ösel, der Rückzug schließlich über die Karpaten waren Stationen im Leben des mehrfach verwundeten und ausgezeichneten Offiziers. Es gelang ihm, sich durch die Tschechoslowakei nach Bayern durchzuschlagen; doch die Amerikaner lieferten die deutschen Soldaten an die Russen aus. Der Kaukasus und die Steinbergwerke an der Wolga waren die schwersten Stationen des Kriegsgefangenen. 1948 zur Entlassung bestimmt, wurde er als einziger seines Transportes in Brest-Litowsk wieder zurückgeschickt. Im Juli 1949 erlangte er endlich die Freiheit. Mit diesen Stichworten wird das Schicksal vieler bezeichnet; was hinter ihnen steht, brauche ich in dieser Versammlung nicht zu sagen, für die Jüngeren ist es sowieso unfaßlich und unverständlich.

Es ist Otto Witte rasch gelungen, wieder Fuß zu fassen. Er übernahm die Leitung der höheren Privatschule in Hohenkirchen bei Jever, deren Lehrkräfte in der Mehrzahl der Brüdergemeinde angehörten. 1950 konnte auch die Familie von Rostock in den Westen Deutschlands übersiedeln. Ein neuer Lebensabschnitt begann.

Durch Vermittlung von Prof. Schüßler, der damals in Hemer lebte, erhielt Witte eine Stelle am Märkischen Gymnasium in Iserlohn. Hier hat er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1969 als Studienrat, später als Oberstudienrat erfolgreich gewirkt.

Es ist aber bezeichnend für die Aktivität dieses Mannes, daß er auch hier über den engeren Rahmen der Schule hinausstrebte und – wirkte. Er wurde vom Schulkollegium in Münster beauftragt, in Dortmund Vorlesungen vor Lehrern zu halten, die beabsichtigten, nach 6 Semestern das Realschullehrerexamen in Bochum und Münster abzulegen. Zugleich wurde er ordentliches Mitglied der Wissenschaftlichen Prüfungsämter der Universitäten Bochum und Münster für das Philosophicum und für das Lehramt an höheren Schulen. Bis zum Jahre 1973 hat er Vorlesungen gehalten, bis 1975 an Prüfungen mitgewirkt. Wie fruchtbar die Tätigkeit Wittes als Schulmann im engeren und weiteren Sinne gewesen ist, das bezeugen die vielen Glückwünsche, die ihm 1973 zu seinem 70. Geburtstag zuteil wurden.

Für eine Würdigung seiner Verdienste als Pädagoge im einzelnen bin ich freilich wieder nicht der richtige Mann. Aber es sei mir gestattet, in diesem Zusammenhang etwas zu zitieren, was auf die menschliche Seite dieses Pädagogen ein erhellendes Licht wirft. Der Lebensabriß, den er kürzlich für seine Kinder und Enkel verfaßt hat und den zu benutzen, er mir freundlicherweise gestattete, endet mit einem Wort des in unseren Tagen meuchlings ermordeten Bankiers Jürgen Ponto: „Entscheidendes in meiner Laufbahn verdanke ich meiner Frau und meinem letzten Lehrer", Otto Witte fährt fort: „Das möchte ich auch sagen von meiner Frau und von meinem Lehrer Prof. Schüßler", und er fügt hinzu: „Und ich wäre dankbar, wenn auch nur einer meiner Schüler dies von mir sagen würde!" Dessen können Sie, verehrter Herr Witte, bestimmt gewiß sein. Aber auch der Hinweis auf Ihren Anteil am Lebensweg Ihres Gatten, sehr verehrte Frau Witte, darf – so meine ich – in dieser Stunde nicht fehlen.

Wir stehen am Ende des Überblicks über die berufliche Laufbahn Otto Wittes, dieses rüstigen „Ruheständlers", der er nun ist. Hat sie die Erfüllung der Rostocker Jugendträume gebracht? Es sei erlaubt, noch einmal an den alten Pastor Gallin zu erinnern und daran, was dieser über das Leben, die Erwartungen und die Bescheidungen des menschlichen Strebens zu sagen hatte:

„Mein lieber Sohn,
Laß dich von Torheit nicht betrügen!
Es ist auf Erden alles eitel,
Das sagt schon König Salomon".

Doch er ist alles andere als enttäuscht, der alte Pastor in dem kleinen Dorf Gallin. Auch Otto Witte ist es nicht, so meine ich wenigstens, und er hat auch keinen Grund dazu; sondern: „Um fröhlich in de Welt ‚rin süht 'e" können wir mit Reuter von beiden sagen. War Iserlohn sein Gallin? Insofern nicht, als Witte in seiner Regsamkeit nicht auf dieses beschränkt geblieben ist, sondern weit darüber hinaus gewirkt hat. Von der „pädagogischen Provinz" habe ich schon gesprochen; jetzt muß erneut von der publizistischen Tätigkeit Wittes die Rede sein.

Otto Witte hat sich am neuen Lebensort bald in die Vergangenheit und Gegenwart der neuen Heimat vertieft. In der Jahresschrift seiner Schule, des Märkischen Gymnasiums Iserlohn, hat er 1964 die Geschichte des alten, zu Beginn des 17. Jahrhunderts gegründeten, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts bestehenden „Lyceum Iserlohnense" behandelt und damit einen Beitrag zur Schul- und Bildungsgeschichte der Stadt Iserlohn und der sie umgebenden Landschaft geliefert.

Andere Aufsätze betreffen Geschichte und Brauchtum eines Schulzenhofes in der Nähe der Stadt (1961) oder „Iserlohner Exportindustrie und Außenhandel vom Mittelalter bis zum ersten Weltkrieg" (1961). 1969 gab er einen Überblick unter dem Titel „Betrachtungsweisen der Iserlohner Stadtgeschichte". 1971 hat er „Briefe Altenaer Kriegsteilnehmer aus dem Feldzug 1870/71" ausgewertet. Weitere Beiträge sind im Iserlohner Kreisanzeiger gedruckt. Im nächsten Jahr soll ein Band „Der Wandel der Umwelt der Stadt Iserlohn in Vergangenheit und Gegenwart" erscheinen. In der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Kreisheimatbundes Iserlohn 1975 hatte er „Die Beziehungen des Kreises und der Stadt Iserlohn zum europäischen Osten und Nordosten" behandelt.

Spätestens jetzt wird deutlich, weshalb ein Historiker, der Direktor des Johann-Gottfried-Herder-Instituts, das sich der Erforschung der Geschichte und der Landeskunde Ostdeutschlands und des östlichen Mitteleuropas widmet, hier die Laudatio hält. Otto Witte hat die Geschichte seiner neuen Heimat Iserlohn nicht isoliert betrachtet; er sieht sie als Teil der alten Grafschaft Mark, als Teil Westfalens und dieses in seiner Verbindung mit Mecklenburg und mit dem Norden und Osten unseres Vaterlandes.

Hier muß noch einmal der Name von Wilhelm Schüßler genannt und seines bestimmenden Einflusses auf seinen Schüler Otto Witte gedacht werden. 1959 erschien der V. Band der Zeitschrift „Ostdeutsche Wissenschaft" als Festschrift für Schüßler zum 70. Geburtstag. Witte hat ihr einen Beitrag beigesteuert mit dem Titel „Westfalen und seine politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu Mecklenburg vom 12. bis zum 17. Jahrhundert". Dieser Aufsatz steht, wenn ich recht sehe, nicht nur am Anfang der eigentlichen historischen Schriftstellerei der Iserlohner Zeit, in ihm ist als nucleus auch das enthalten, was Otto Witte danach in weiteren Arbeiten entfaltet, ergänzt, vertieft und weiter verfolgt hat: die Siedlungsbewegung von Westfalen nach Mecklenburg und dem Osten, die Handelsbeziehungen, die geistig-kulturellen Verflechtungen mit ihrer Rückwirkung von der Universität Rostock, besonders der evangelischen, in den Raum Westfalen.

Im gleichen Jahr 1959 erschien in einem nun von Otto Witte bevorzugten Organ, dem Heimatblatt für den Bereich der ehem. Grafschaft Mark, „Der Märker", „ein Bei-

trag zur Geistesgeschichte" dieser Grafschaft: „Die Grafschaft Mark und ihre Beziehungen zu Mecklenburg vom 12. bis zum 18. Jahrhundert", der gerade den zuletzt genannten Aspekt anhand von einigen signifikanten Persönlichkeiten behandelt. Eine Zusammenfassung und eine Erweiterung zugleich bietet der umfangreiche Beitrag „Westfalen und Mecklenburg" in der von der Ostdeutschen Forschungsstelle im Lande Nordrhein-Westfalen herausgegebenen Reihe „Nordrhein-Westfalen und der deutsche Osten" (Bd. 3). Es entspricht dem didaktischen Sinn Wittes, daß er diese Schrift 1964 durch einen Begleittext zu einer Lichtbildreihe ergänzte, der das Thema vom 12. Jahrhundert an bis zur Gegenwart erläutert.

Daneben entstanden Einzelstudien, die das in größeren Zügen konkretisierten: 1960 „Der Aufstieg des märkischen Bauernsohnes Johann Georg Velthus aus Zurstraße in Mecklenburg. Ein Beitrag zur Familiengeschichte der Mark und zur Ostwanderung", 1965 „Die Wanderung des märkischen Geschlechts von Scheven in die Hansestädte der Ostsee". Der auch diesem Aufsatz beigefügte Untertitel bezeichnet das eine Hauptthema Wittes: „Ein Beitrag zur West-Ostwanderung des deutschen Volkes".

Der kulturelle Austausch im Reformationszeitalter ist das zweite, ebenfalls über Mecklenburg hinausgreifende. In dem Aufsatz „Die Bedeutung des münsterischen Humanismus für die Entwicklung des Bildungswesens im Ostseeraum" (1967 ebenfalls in der Reihe „Nordrhein-Westfalen und der deutsche Osten" erschienen) geht er besonders auf die Beziehungen zwischen dem am Paulinum in Münster wirkenden Humanisten Murmellius und Johannes Bugenhagen ein, dem späteren Reformator Pommerns, Norddeutschlands und Dänemarks, damals (1512) noch Rektor der Lateinschule in Treptow an der Rega in Pommern.

Es fügt sich an diese Arbeiten, wenn Otto Witte dann auch der Wanderungsbewegung und dem geistigen Austausch der Universitätsangehörigen sein Augenmerk zuwandte. 1968 veröffentlichte er einen Aufsatz über „Studenten der Stadt Dortmund und der Grafschaft Mark auf mittel- und ostdeutschen Universitäten im 17. und 18. Jahrh.", besonders in Halle.

In den Jahren, in denen Otto Witte diese Arbeiten veröffentlichte, setzte auch unsere persönliche Bekanntschaft ein. 1967 war ich nach dem Tode von Staatsarchivdirektor Dr. Franz Engel (Bückeburg) zum Vorsitzenden der Historischen Kommission für Pommern gewählt worden und hatte damit die in den fünfziger Jahren begründete Tradition der Betreuung und Förderung der Arbeiten zur Geschichte Mecklenburgs und der mecklenburgischen Historiker übernommen. Unter den zahlreichen siedlungskundlichen Arbeiten Engels gab es einige, die sich mit Arbeiten Wittes berührten, z. B. Engels Beitrag „Über die Einheit des norddeutschen Raumes seit der mittelalterlichen Ostkolonisation" in der Reihe „Niedersachsen und der deutsche Osten" (1956). Die nähere Beschäftigung mit den Untersuchungen Engels anläßlich der Herausgabe und kritischen Würdigung seiner Arbeiten in einem Auswahlband „Beiträge zur Siedlungsgeschichte und historischen Landeskunde. Mecklenburg – Pommern – Niedersachsen" (1970) erbrachte für mich auch eine nähere Kenntnis der Arbeiten Wittes. Über Johannes Bugenhagen und die Humanisten in seinem Umkreis hatte ich selbst gearbeitet, und auch mit der Universitäts- und Bildungsgeschichte des späten Mittelalters und der Reformationszeit war ich durch eigene Arbeiten vertraut. Auch das Thema der West-Ost-Wanderung wurde mir näher bekannt, da ich von Franz Engel die Betreuung der Arbeit von Martha Müller über „Mecklenburger in Osteuropa" übernommen hatte, deren Drucklegung mir dann in der Reihe des Herder-Instituts „Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas" (1972) gelang. So nimmt es nicht wunder, daß sich bald persönliche Beziehungen zu Otto Witte ergaben. Und ich darf bekunden, daß es mir eine Freude ist, Ihnen lieber Herr Witte, heute die Laudatio zu halten.

Zu den Aufgaben, die ich von Franz Engel übernahm, gehört auch die Leitung der Sektion Mecklenburg im Wissenschaftlichen Arbeitskreis für Mitteldeutschland und in ihm die Betreuung der mecklenburgischen Bände der Reihe „Mitteldeutsche For-

schungen" (zuletzt des Bandes „Die mecklenburgischen Kaiserbederegister von 1496, bearb. von Franz Engel, und der Aufsatzsammlung „Die Gründung der Universität Rostock 1419" von Elisabeth Schnitzler) sowie die Herausgabe des Historischen Atlasses von Mecklenburg. Für dieses Atlaswerk hat Otto Witte zwei Kirchenkarten bearbeitet und mit Erläuterungen versehen. Die Karte der kirchlichen Gliederung Mecklenburgs um 1500" ist 1970 als Karte 5 des Atlasses erschienen. Eine zweite Karte für das Stichjahr 1797 (in Ergänzung der Ämter- und Besitzstandskarten zu diesem Jahr) liegt lange vor und wird hoffentlich bald erscheinen.

So positiv die Zusammenarbeit zwischen der Historischen Kommission für Pommern und ihrem Vorsitzenden wie auch zwischen dem von mir geleiteten Herder-Institut – in dessen Verlag jüngst der Band „Mecklenburg" des von Prof. Dr. Walther Hubatsch begründeten Grundrisses zur deutschen Verwaltungsgeschichte 1815–1945, bearbeitet von Dr. Helge Bei der Wieden, erschien – und den Mecklenburgern, die sich mit der Geschichte ihres Landes beschäftigen, auch ist und hoffentlich zum Nutzen aller auch weiterhin sein wird, so sehr ist es doch zu begrüßen, daß es der Stiftung Mecklenburgs nunmehr gelungen ist, eine eigene wissenschaftliche Publikationsreihe „Schriften zur mecklenburgischen Geschichte, Kultur und Landeskunde" ins Leben zu rufen, in deren Redaktionskollegium unter der Schriftleitung von Dr. Bei der Wieden Otto Witte und ich ebenso wie in der Jury des von der Stiftung Mecklenburg ausgesetzten Preises für eine wissenschaftliche Arbeit zur mecklenburgischen Landesgeschichte die gemeinsame Arbeit erweitert fortsetzen können.

Das beinhaltet den Wunsch, daß ihm noch viele rüstige Jahre der Arbeit und der Freude in ihr beschieden sein mögen. An Plänen fehlt es gewiß nicht. Eine Arbeit von Ihna Kahns über „Volkstum und Volksbräuche im mecklenburgischen Amt Boizenburg", von Otto Witte überarbeitet und herausgegeben, soll alsbald erscheinen. Eine andere, „Integrierung und Verschmelzung der Vertriebenen in Hemer" wird in dem „Stadtbuch" von Hemer (vielleicht noch 1977) herauskommen.

Diese Publikation erinnert uns daran, daß Otto Witte ein im Kulturleben tätiger Historiker ist. Er ist Mitglied des Kulturbeirates für Vertriebene bei der Regierung in Arnsberg, er gehört dem Verwaltungsrat des Westfälischen Heimatbundes an und leitet in ihm die Fachstelle „Ostdeutsches Volkstum in Westfalen", er ist Mitglied des Beirats der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat und der Stiftung Mecklenburg. Für dieses Land schlägt sein Herz.

Eine bisher nicht erwähnte Arbeit soll deshalb noch genannt werden: der 1963 erschienene Aufsatz „Fritz Reuter und seine Freunde in Westfalen", in dem Witte aus den bis dahin nicht zugänglichen Lebenserinnerungen des Freiherr Gisbert von Vinkke, dem Sohn des bekannten Westfälischen Oberpräsidenten und selber Dichter, interessante Nachrichten über deren Beziehungen mitgeteilt hat. Diese Beziehungen waren – wie Witte schreibt – „zufällig entstanden". Das gilt auch für die seinen zu Westfalen. Sie sind dann aber fest und fruchtbar geworden.

Die historischen Verbindungen zwischen Westfalen und Mecklenburg deutlicher als zuvor ins Bewußtsein gehoben und damit die geschichtliche Kenntnis über beide Landschaften bereichert zu haben, ist das bleibende Verdienst von Otto Witte. Alles, was er geschrieben hat, sind für sein Selbstverständnis Bausteine zur Geschichte unseres Volkes. „In ihr den Leistungen und dem Versagen vergangener Geschlechter nachzuspüren und das Schicksal des ganzen Volkes sich widerspiegelnd aufzuzeichnen, ist (ihm) die vornehmste Aufgabe des damit der Gegenwart und der Zukunft dienenden Historikers, der bei aller Kritik aber niemals Liebe und Güte dem Vergangenen gegenüber vergessen darf!" Dieser Satz, mit dem Otto Witte 1969 seine „Betrachtungsweisen der Iserlohner Stadtgeschichte" beschloß, bezeichnen vielleicht am besten sein Anliegen und seine Gesinnung.

Geweihte Sage

Von Dietrich Melms

Jedesmal, wenn ich, von der Birkhahnbalz kommend, in dem kleinen Haidekrug seitab der Landstraße Rast machte, fiel mir das kapitale Geweih in die Augen. Es hing in der guten Stube über dem Plüschsofa zwischen billigen Defreggerdrucken und der üblichen Handelsware sperriger sibirischer Rehböcke: nur ein Achter, doch mochte das unheimlich steile, mörderisch scharf geschliffene Geweih immer noch seine acht bis neun Kilo halten. Auf dem von Tabaksqualm gebeizten Schädel konnte man bei genauem Zusehen die Jahreszahl 1877 entziffern. Wenn ich davorstand und andächtig über die eisenschweren, tief geäderten und gefurchten Stangen fuhr, dann wuchsen mir unter den Händen die dunklen Föhrenwälder verlorener Heimat entgegen. Wie kam dies Geweih in die Haide, wo es zwar Hähne, aber keine Hirsche gab? Geheimnisvoll sahen mich die schwarzen Knopfaugen der Holzschrauben an, mit denen es in ein ungehobeltes Eichenbrett eingelassen war.

Mischte es sich nicht wie das ewige Lied von Glück und Leid menschlicher Herzen in das Aufrauschen der Wälder, die ich vor mir sah, vom Phantasiereichtum unerfüllter Sehnsucht gemalt?

Erst nach jahrelanger Bekanntschaft und bei einem Gläschen alten Wacholderschnaps bequemte sich Hinrich Cohrs, der Wirt des Haidekruges, mir die Geschichte des Achters zu erzählen, in der Tat nicht nur die Geschichte eines Hirsches, sondern auch die der Menschen, die seinen Wechsel gekreuzt hatten.

,,Es muß in den siebziger Jahren gewesen sein'', begann er, mit der Hand seinen Bart teilend, ,,und ich so'n Schlingel an die Fünfzehn. Mein Großvater mütterlicherseits hatte eine Wirtschaft nahe der Grenze, und ich war bei ihm in Kost gegeben, da kam eines Frühherbstabends der Alte eiliger als sonst vom Felde und rief mich: ,,Schnell, Jung', den Braunen anspannen!'' Nun, das konnte ich aus dem Handgelenk, war doch ,,Pascholl'', der Braune, mein täglicher Umgang. Er wäre klappermager gewesen, wenn ich nicht für ihn gestohlen hätte; winters, wenn es in meiner Kammer fror, schlief ich bei ihm in der Torfstreu. Aber was wollte der Alte noch in der Dämmerung? Auf der kleinen Hauswiese braute schon der Fuchs, und vom nahen Holz her scholl hohl der Ruf des Kauzes. Ich wagte nicht zu fragen, denn der Alte war ein wortkarger, grober Kerl mit einer allezeit losen Hand. Im Nu hatte ich den Gaul vor den kleinen Leiterwagen gespannt, der Alte warf noch ein Bund Stroh hinauf und holte aus dem Schuppen einen Binder, wie wir ihn benutzten, um in der Ernte das Fuder zu spannen. Aber der Roggen war längst in der Scheune.

Schweigend zuckelten wir den Moordamm hinunter, an den die dunklen Bärte der Kiefern zur Nachtzeit dichter herangewachsen zu sein schienen. Nach einer halben Stunde Fahrt machte der Alte halt, sah sich um und witterte wie ein Wolf in alle vier Winde. Dann drückte er mir: ,,Ich bin gleich wieder da!'' die Zügel in die Hand, und fort war er in den Nebel. Aus den Wolken trat der Mond und geisterte auf den Torfstichen. Es ist das, um's Euch zu erklären, eine Gegend, wo sich Fuchs und Has' gute Nacht sagen, ja, es mag noch Leute geben, die dabei bleiben, es gehe dort um. So ganz geheuer war mir jedenfalls nicht, aber die Neugier überwog die Angst. Umsonst waren wir nicht zur Nachtzeit ins Moor gefahren. Es dauerte ein Weilchen, bis der Alte spukhaft wieder aus den Kieferkusseln auftauchte: ,,So nun mußt du mit anfassen!'' sagte er in seiner kurz angebundenen Art, ,,der Braune steht auch allein.'' Ich folgte ihm in den Busch. Nicht weit, da lag in einer Torfkuhle ein Hirsch. Nur der Rükken und eine Stange, wie ein Dürrast, ragten aus dem trüben Wasser. ,,Vor zwei Stunden war er noch halblebendig'', sagte der Alte, ,,das hat gestöhnt und gestangelt,

als wär's ein Meerungeheuer, nu is er ganz dot. Junge, was'n Bengel!" Er schlich einmal auf seinen Katzensohlen um das von einem Stichband gesäumte Loch herum, bis wir an eine Birke kamen, schüttelte den Kopf und murmelte: „Wir müssen den Binder über das Geweih werfen." Gesagt, getan, und nun ging das Tauziehen los. Der Alte war trotz seiner Jahre noch so ein Kerl, der gut und gern allein einen Zweizentnersack von der Tenne aufnahm, aber der Hirsch, der da vor uns im Wasser lag, mochte seine fünfhundert Pfund haben, und so stand uns trotz der Nachtkühle bald der blanke Schweiß auf der Stirne. Ab und zu hielt der Alte inne und lauschte, aber nur ein Reh schreckte verloren in den Wiesen. Wenn wir's schließlich doch zwangen, so muß ich zugeben, daß ich nicht mehr Verdienst daran gehabt, als daß ich das Ende des Taus um die Birke geschlungen, der Alte schaffte es mit seinen Riesenkräften allein. Alles übrige war dann das Werk weniger Minuten. Mit Staunen sah ich, wie das unheimlich im Mondlicht blinkende Messer des Alten rasche Arbeit machte, ein reguläres Schlachtermesser, sage ich Euch, weiß der Himmel, es war, als zöge er sich's aus den Rippen. Am Ende holte er ein Handbeil unter seinem Kittel hervor und schlug das Geweih ab. „Häng den Knochen da in die Tanne!", sagte er, „die Vögel unter dem Himmel werden wohl damit umzugehen wissen. Und daß du mir das Maul hältst!" wir mußten mehrmals hin- und hergehen, um den Berg „Fleisch" auf den Wagen zu schaffen. An unseren Füßen klebte die braune Moorerde und an unseren Händen der rote Schweiß. „Pascholl" spitzte die Ohren und schnorchte jedesmal durch die Nüstern, wenn es dumpf in den Wagen klatschte. „Was hat das dumme Tier?", knurrte der Alte, „s' wär eine Sünde, die Gottesgabe verkommen zu lassen, ein kleiner Mann kann ein halbes Jahr davon leben!" Und damit fuhren wir unangefochten heim, einzig begleitet von den stummen Flügelschlägen der Nachtschwalbe, die sich neugierig über uns hielt.

Vom Wert einer Gottesgabe indessen bekam ich mit der Zeit meine eigene Meinung, als ich mir den ganzen langen Winter über den eingepökelten alten Brunfthirsch durch die Zähne ziehen mußte. Ich war nicht verwöhnt; außer einem sterbensmüden Huhn oder einem fallsüchtigen Hammel kam selten Fleisch auf unseren Tisch, aber was zuviel ist, ist zuviel. Ich setzte Hirschtalg an bis zur Halskrause, doch ehe mir Hörner wuchsen, vergrub ich den letzten Schinken im Kohlgarten. Ich hatte anderes im Kopf als Essen und Trinken. Das allmächtige Geweih, das Ihr da seht, hing ja noch in der Tanne.

Es übte eine zauberische Wirkung auf mich aus, mir war, als lebe und webe es dort weiter mit allen Säften und Kräften der Erde und der Menschen. Der Hang, zu besitzen, packte mich. Ich mußte das Geweih haben, mochte der Alte mir deswegen auch die Knochen entzweischlagen. Er hatte mir strikte verboten, den Ort wieder zu betreten, ich hatte barbarischen Respekt vor dem alten Grobian, trotzdem schlich ich mich eines Tages in aller Herrgottsfrühe ins Moor.

Es ist ein eigen Ding, lieber Herr, um ein großes Moor, das kein Ende hat. Wo Himmel und Erde zusammenstoßen, da fängt es erst richtig an. Seltsame Laute sind im Moor, man weiß nicht, woher sie kommen, und von wem sie sind. Nur die alten Frauen und der Haidepastor haben drum gestritten, ob von den Unterirdischen oder von den himmlischen Heerscharen. Mich hat es nicht gekümmert, ich war die Einsamkeit gewöhnt und wußte auch schon, so jung ich noch war, daß Bäume ächzen und Käuze seufzen können. Lag doch unser Katen weitab von Höfen und Dörfern allein am Rande des Moores, kaum daß das Geläut der Kirche zu uns herschwamm, aber das Moor selbst war doch noch etwas anderes, manche sagen, es hat seine eigene Seele, – bis dorthin reichte nichts und in seinem Innersten mochte sich nur ein Heide ohne Schaden bergen.

Doch ich will Euch nicht langweilen. Die Sonne kam heraus, tastete sich durch das wirre Gezweig der alten Wettertanne und beschien das Geweih. Da war es, als leuchte es von lebendigem Blut. Ich saß davor wie vor einem Opfertier und sann, wie ich es unbemerkt an einen anderen Ort schaffen könne. Aber der Mensch denkt und Gott

lenkt. Schenkt Euch ein! Es wird mir noch heute heiß und kalt unter der Haut, wenn ich dran denke."

Hinrich Cohrs tat einen tiefen Zug aus seinem Glase, wischte sich den eisgrauen Bart und fuhr fort: „Ihr müßt wissen, daß zu der Zeit auf Bövenick der alte Jagdjunker von der Lohe gesessen und auf der Försterei zu Königlich Horst der ebenso alte Hegemeister Cornelsen. Der eine hat an die neuntausend preußische Morgen Eigenjagd gehabt, und der andere nicht viel weniger zu verwalten. Sie sind Nachbarn gewesen, aber wie das so kommt unter Menschen, einander spinnefeind, und das allein wegen der Hirsche, von denen jeder gemeint hat, sie seien in seinem Revier gewachsen und ihre Erlegung stünde nur ihm zu, vor allem wenn es sich um ein Stück handele, daß sich ansehnlich an der Wand mache. Nun, Ihr wißt schon, wie es auf der Welt zugeht, zumal wenn es sich um Jagd und Liebe handelt. Doch ich will nicht vorgreifen.

Zur Feiste haben die Hirsche, sozusagen unter der Hand des Hegemeisters, meist im Königlichen gestanden, aber zur Brunft haben sie regelmäßig die alten Rummelplätze im Bövenicker Revier aufgesucht. Nur der alte Cornelsen hat es nicht wahr haben wollen. Und wenn er's mit seinen eigenen Ohren gehört hat, wie sie die Nächte durch rumorten, dann hat er selber wie ein alter Hirschbulle geknört: „In vier Wochen sind sie damit durch, dann kommen sie wieder, Horster sind es, keine Bövenikker!" Gleichviel, der Jagdjunker hat alljährlich seinen Hirsch gestreckt, nach der Zunft verblasen – des Echos ist er gewiß gewesen – und totgetrunken.

Nun ist damals die Sage von einem unwahrscheinlich starken und alten Hirsch umgegangen, den indes niemand genau nach Stand und Wechsel gekannt, geschweige denn vor die Büchse bekommen hat. Unstet ist er heute hier und morgen dort aufgetaucht und hat landauf, landab die Jägerei in Atem gehalten. Bis es dem von der Lohe um Ägidi herum dann doch geglückt ist, dem Sagenhirsch beim „Kirchgang" [1]) eine Kugel anzutragen. Doch ist der Hirsch damit abgegangen und über die Grenze ins Königliche. Der Jagdjunker hat in den sauren Apfel beißen und einen reitenden Boten zum Hegemeister schicken müssen wegen der Folge [2]). Der aber hat abgelehnt und sagen lassen, so der Hirsch gefunden werde, wolle er nicht säumen, dem Herrn Jagdjunker das Kurzwildpret [3]) zukommen zu lassen. Es ist nämlich bekannt gewesen, daß selbiger ein großer Jäger vor dem Herren nicht nur auf den edlen Hirschen, sondern auch auf jegliche Art von Kahlwild gewesen, mit der Zeit aber aus den besten Jahren gekommen.

Da nun der Hegemeister den Hirsch, wie Ihr wißt, schlechterdings nicht finden konnte, hat er von einem anderen genommen und den Jagdjunker überdies in den Glauben versetzt, das Geweih des Kapitalen hinge an seiner Wand. Der ergrimmte von der Lohe hat darauf seinen Widersacher zum Zweikampf mit der Büchse auf der gemeinsamen Grenze gefordert, ein gar seltsames Duell, wie Ihr mir zugeben werdet, und dort sollen sie sich in einer Vollmondnacht mit greulichem Fluchen die Kugeln um die Ohren geschossen haben. Ob nun die beiden alten Knaben schon etwas wakkelig auf den Beinen gestanden haben oder der Heilige Hubertus selbst ihre Geschosse zur Vernunft in die Bäume gelenkt hat, es hat ihren Zorn nur gemehret, und über ein Kleines sind sie in Unfrieden aus dieser Welt geschieden, so daß nur mein Großvater selig etwas Handfestes von dem alten Achter gehabt hat.

Aber dem haben, um endlich zur Sache zu kommen, keineswegs allein Jagdjunker und Hegemeister nachgestellt. Das wäre eine harmlose Geschichte gewesen! Nein, auf dem Bövenicker Hof hat ein Knecht gedient mit Namen Jago, auf der Försterei ein junger Revierjäger namens Michael, dieser ist hellhaarig und helläugig gewesen, jener so schwarz wie eine aufziehende Gewitterwolke. Ja, und mein Großvater hat ein

---

[1]) „Kirchgang" nennt der Jäger den morgendlichen Einzug des Wildes in den Wald.
[2]) „Folge" = Nachsuchen
[3]) „Kurzwildpret" = Genitalien

junges Weibsbild im Hause gehabt, natürlich, um die ist es gegangen. Alle sind sie hinter ihr hergewesen, und jeden hat sie gleichmütig bei seiner Einbildung gelassen. Je weniger das Treiben sie gekümmert hat, um so schlimmer ist es geworden. Daß es auch mir mit meinen fünfzehn Jahren gründlich den Kopf verdreht hat, brauche ich Euch nicht zu versichern, noch heute – lacht mich aus! – will mir das Herz schneller schlagen, wenn ich an das Mädel denke, und ich weiß wirklich nicht, wie ich sie Euch beschreiben soll, die Aniella. Dazu müßte ein feinerer Erzähler kommen, weiß aber nicht, ob's so ehrlich geschäh.

Woher sie stammte, die Aniella? Da fragt Ihr mich zuviel. Irgendwo aus dem Osten jedenfalls. Grenzgänger waren damals nichts Absonderliches, und niemand hat sich darum gekümmert. Wenn ich die Aniella nach ihrem Woher und Wohin gefragt habe, dann hat sie gelacht und gesagt, sie wisse es selbst nicht, sie sei ein Kind der Liebe und der abnehmende Mond ihr Vater. Auch wie der alte Gnitterkopp zu ihr gekommen, vermag ich Euch nicht zu sagen, nur daß er, der sonst keine Widerrede gelitten, auf sie gehört hat wie ein Hund.

Mittelgroß war sie, die Aniella, mit zierlichen Händen und Füßen, und so schlank wie eine Tanne gewachsen. Um die Mitte hat man sie mit beiden Händen fassen und biegen können wie eine Gerte, ihre Haut ist braun gewesen wie eine junge Walnuß und immer hat etwas von Wind und Wetter darauf gelegen. Augen, meine ich, hat sie verschiedene gehabt, manchmal wie das reinste Himmelsblau, manchmal so dunkel und so heiß wie Kohlen. Wenn sie ihre Zöpfe gelöst hat, ist die schwarze Mähne fast bis auf die Erde gefallen. Aber das größte Wunder ist ihre Stimme gewesen, sanfter und inniger als die der wilden Tauben im Tann, bis urplötzlich und unvermutet die Leidenschaft ihr einen anderen Ton gegeben hat. In Haus und Hof ist sie fix zu gebrauchen gewesen und hat überall ihren Mann gestanden, aber keinen Verkehr gehabt, so sehr sich auch die Burschen aus dem Dorf die Hacken nach ihr abgelaufen haben. Da hat sich mancher die Finger verbrannt. Mit allem Getier, ob zahm oder wild, ist sie gleich vertraut auf du und du gewesen, es ist ihr nachgelaufen und hat ihr aus der Hand gefressen. Der schlimmste Kettenhund ist vor ihr wie ein Schoßhündchen gewesen, kurzum, jedermann hat sie gern gesehen, und niemand hat ihr etwas nachsagen können, außer ein paar neidischen alten Weibern.

Was mich betrifft, so habe ich ihr an den Augen abgesehen, wo und wie ich ihr zur Hand gehen könne, und sie hat mir dafür die Löcher geflickt, die ich mir in Hose und Haut gerissen. Das ist mir jedoch nicht genug gewesen, und ich hab angefangen, mit den Augen der Eifersucht auf ihre Wege zu passen. Regelmäßig nach Feierabend hat sich die Aniella gewaschen und gekämmt und fein gemacht wie zum Tanz. Oft hat sie mit ihrer Schönheit allein nur so vor der Tür auf der Bank gesessen, manchmal ist sie bis zum Waldrand gegangen. Mir war immer, als warte sie auf etwas.

Meine Augen sind ihr im Schlafen und Wachen gefolgt. Einmal, ein einziges Mal auch durch den Türspalt in ihre Kammer, doch beschämt habe ich mich wieder abgewendet, denn ich habe gesehen, wie sie, nur von ihrem Haar verhüllt, vor einem Muttergottesbild gekniet hat, die Hände kindlich emporgefaltet und die Lippen leise von einem Gebet bewegt, das ich nicht verstanden habe. Sie ist eine Fromme gewesen, die Aniella.

Der Großvater hat es bald spitz gehabt, daß ich die Dirn im Kopf gehabt habe, und mir eine doppelte Tracht Prügel angedroht, wenn ich auch nur ein einziges Mal noch von der Arbeit aufsehen würde. Davon ist es nicht besser geworden. Es hat meine männlichen Gefühle nur gestärkt.

Ich habe meine Schlafstelle auf dem Boden gehabt, gerade über der Küche. Durch einen Riß in der Decke hab ich herunterschauen können. Da hat die Aniella oft noch bis in die Nacht hinein am offenen Herdfeuer gesessen, und während ihre Hände die Nadel wie von selbst geführt haben, sind ihre Augen mit den Flammen gewesen, als wären diese ihr die liebste Gesellschaft. Der Widerschein der Glut hat auf ihren

Wangen gespielt und kaum einmal ein Lächeln hervorgezaubert, als stünde ein schönes Bild vor ihren Augen. Ein anderes Mal hat sie ihr Haar gelöst, daß es sich wie Schlangen um den Hals geringelt hat. Nun sagt selbst, wie soll ein junger Bursch darüber schlafen! So unvernünftig ich auch gewesen sein mag, das eine hab ich doch begriffen, daß mit der Aniella etwas nicht gestimmt hat. Daß es ein heimlicher Kummer gewesen ist, von dem niemand nichts weiß, das hat für mich festgestanden, und ohne ihn zu kennen, hat es auch mich in der Seele geschmerzt. Und geschworen habe ich, den zu töten, der ihr ein Leides angetan.

Es mag wenige Tage gewesen sein, bevor der Alte mit mir den Hirsch beiseite gebracht hat, da wachte ich mitten in der Nacht von einem mir zunächst unerklärlichen Geräusch auf. Hatte ich geträumt oder war da wirklich ein unterdrücktes Stimmengemurmel unter mir? Vorsichtig richtete ich mich auf und meinte jetzt auch einen spärlichen Lichtschimmer wahrzunehmen. Im Nu war ich hellwach, von meinem Lager herunter und auf Händen und Füßen an mein Guckloch gekrochen. Mir fiel ein, daß der Großvater in die Stadt gefahren war, wo er manchmal über Nacht zu bleiben pflegte, denn der Weg war weit. Ich fühlte mich mit einemmal für Haus und Hof verantwortlich. Was ging dort unten vor? Daß der Köter nicht angeschlagen hatte! Ich wußte genau, daß Aniella die Küche verlassen hatte und in ihre Kammer gegangen war; ich hätte eher kein Auge schließen können. Irgend jemand mußte das Feuer wieder in Gang gebracht haben. War der Alte heimgekommen, war es Aniella? Nein – dort unten waren zwei Menschen! Deutlich hörte ich eine Männerstimme, die mir unbekannt war, dann eine andere, ich glaube, sie hätte mich von den Toten auferwekken können. Aniella!

Aber wer war der Mann? Es war etwas in dem Geflüster der Stimmen unter mir, das mir sagte, daß sie vertraut miteinander waren. Doch warum suchten sie den Schutz der Nacht, warum wollten sie nicht gesehen und gehört werden? Wer war es, wer? Mit Herzklopfen brachte ich mein Auge an den Spalt. Was würde ich zu sehen bekommen?

Da saßen Aniella und der Jäger Michael. Die Augen des jungen Mannes hingen an dem Mädchen, das seinen Blick gesenkt hielt. Jetzt legte er den Arm um sie und sagte: ,,Sieh, Aniella, zum Frühjahr ist mir die Försterstelle in Bannerbrück sicher, es ist eine gute Stelle, wir könnten heiraten, du kämst aus dem Fuchsbau hier heraus. Es wäre ein neues Leben, das wir beide, wir beide allein und ganz für uns begännen. Aniella, du sagst gar nichts!''

Nein, Aniella erwiderte nichts, nur ihr Kopf senkte sich noch mehr, und das heimliche Feuer färbte ihre Wangen tiefer. ,,Es wird manchmal etwas einsam sein'', fuhr Michael nach einer Weile mit eintöniger Stimme fort, und es war, als ginge er durch den Wald, ,,um so schöner, wenn ich abends von meinem Reviergang heimkomme. Sommertags wirst du unter der Tür stehen oder in dem kleinen Vorgarten und nach mir Ausschau halten, so, mit der Hand die Augen schirmend, im Winter hast du die Lampe angezündet, die mir schon von weitem leuchtet. Denke, die Scheite knallen im Ofen und der Kessel auf dem Herd plappert so vor sich hin. Wenn ich vom Essen aufsehe, begegne ich deinen Augen.''

Michael faßte die Hand des Mädchens: ,,Glaube mir, Aniella, der Beruf eines Försters ist kein leichter. Die Reviere sind groß, und es gibt Menschen, die sich in den Wald schleichen wie der Dieb zur Nachtzeit in ein Haus. Aber der Wald ist ein Gotteshaus und seine Bäume und Tiere sind ohne Schuld, du kannst mit ihnen schweigen oder sprechen, wie dir um's Herz ist, glaube mir, immer wird es besser sein als mit den Menschen. Verstehst du, daß man darum den Wald hüten und die Tiere lieben muß? Ich werde dich oft allein lassen müssen um des Waldes und Wildes willen, die mir in Pflicht gegeben sind, aber ich werde immer wieder kommen, immer, Aniella, solange du mich liebst. Aniella, warum sagst du nichts?''

Des Mädchens Wangen waren erschreckend bleich geworden, und seine Stimme war kaum vernehmbar, als es erwiderte: ,,Was soll ich sagen, Michael? Was willst du mit einer Frau, die nichts ist und nichts hat, auf die die Leute mit dem Finger zeigen werden: die Hergelaufene, die Zigeunersche, die Polnische, weiß nicht, wer Vater und Mutter ist. Nein, Michael, du wirst dir", ein leises girrendes Lachen klirrte dazwischen, mir war es, als sei eine Saite gesprungen, ,,ein braves, blondes Täubchen nehmen und Kinder mit ihr haben, die deines gleichen sind, ich tauge nicht für dich!"

Plötzlich sprang sie auf, auch der Jäger hatte sich erhoben und wollte sie an sich ziehen, aber sie wehrte ihm und rief, alles um sich her vergessend, verzweifelt: ,,Laß mich, ich bin es nicht wert, daß du mich liebst, du kennst mich nicht, ich kenne mich selber nicht, niemals kann ich dein sein!"

Aber Michael hielt sie an den Händen fest und zwang sie, ihn anzusehen: ,,Ist es, daß du einen anderen liebst, Aniella?", sagte er mit schwerer Stimme. Sie riß sich los und lief wie von Hunden gehetzt hin und her, dann blieb sie vor dem Jäger stehen und zum erstenmal hob sie die Augen zu ihm auf: ,,Michael!", sagte sie, und ihre Stimme war nun völlig tonlos: ,,Michael, ich bitte dich!"

Es muß wohl ein abgrundtiefer, unüberwindlicher Jammer in diesen Augen gestanden haben, daß Michael, der Jäger, das Haupt beugte und wortlos die Hütte verließ. Das Mädchen ließ sich auf den Rand des Herdes fallen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Schon wollte ich die Bodentreppe herunter, um ihre Hände vom Gesicht zu ziehen und zu sagen: ,,Weine nicht, Aniella, weine nicht, ich will es nicht leiden, daß dich einer auch nur scheel ansieht", da machte ein geisterhafter Windzug die fast schon erloschenen Flammen auf dem Herd noch einmal flackern. Im Türrahmen stand ein Mann. Es war Jago, der Knecht. Mit erhöhtem Herzklopfen sah ich, daß er ein Gewehr in der Hand hielt. Er stellte es gleichmütig in die Ecke und sagte: ,,Du hattest interessanten Besuch. Habt ihr mir noch etwas zu essen übrig gelassen?"

Wortlos brachte ihm Aniella das Verlangte. Der Bursche fraß wie ein Wolf. Dann wischte er sich mit einem Seitenblick auf das Mädchen den Mund, schlug Feuer für seine Pfeife und sagte: ,,Der Alte kommt ja wohl nicht vor Morgen?"

Das Mädchen zuckte die Achseln: ,,Trotzdem solltest du vorsichtig sein, über uns schläft der Junge!"

Ein häßliches Lachen: ,,Wenn schon, der verrät dich nicht!" ,,Nein, aber es ist nicht nötig, daß er auch noch mit ins Unglück gezogen wird."

,,Unglück?"

,,Ja, oder versprichst du dir etwas anderes von deinem Treiben?" ,,Sag mir lieber, wo der Jäger heute hingeht!" ,,Ich weiß es nicht."

,,Das wäre das erstemal!" ,,Ja, Jago, es i s t das erstemal. Ich w i l l es nicht mehr wissen!"

,,Ah, sieh mal an, das hör ich gern."

,,Wenn ich es glauben könnte!" sagte das Mädchen bitter.

Der Bursche war, wie zu einem Entschluß gekommen, aufgestanden: ,,Aniella", sagte er, ,,bisher warst du vernünftig, und ich muß zugeben, daß ich ohne dich keine so guten Geschäfte gemacht hätte. Willst du jetzt, wo wir bald genug haben, noch Dummheiten machen?"

,,Wir, wir!" äffte das Mädchen ihn nach, ,,du hast bald, ich habe längst genug", rief es leidenschaftlich, ,,ich habe es satt, die Spionin zu machen und rechtschaffene Menschen an der Nase herumzuführen, nur damit du deiner noblen Passion nachgehen kannst. Und Geld wirst du nie genug haben. Der Teufel wird dich holen, dem du dich verschrieben hast!"

Finster nagte Jago an seinem Bärtchen. ,,Dummes Geschwätz!'' sagte er schließlich, ,,meinst du etwa, die Hirsche und Rehböcke wären nur für die feinen Herren und für diese grünen Laffen gewachsen? Sie machen sich einen Braten und ein Vergnügen daraus. Das kann ich auch und noch besser. Nun erst recht. Den Hirsch, hinter dem sie alle her sind, den hole ich mir, so wahr ich Jago heiße!''

,,Und was ist, wenn du dabei mit dem Jäger zusammenstößt?''

,,Verdammt noch mal!'' knirschte der Bursche, und seine raubtierweißen Zähne blitzten, ,,dann soll sich zeigen, wer besser trifft, er oder ich.''

Im gleichen Augenblick hat die Aniella wie eine Wildkatze an ihm gehangen: ,,Jago, das wirst du nicht tun!''

Der hat sie, einen Schritt zurücktretend, von sich abgeschüttelt und durch die Zähne gepfiffen: ,,Weht der Wind daher? Dacht ich mir's doch! Aber dein blonder Schatz soll mich nicht hindern, mir zu nehmen, worauf ich Lust habe. Er nicht und kein anderer'', seine Stimme war drohend geworden, ,,auch du nicht, Aniella! Ich brauche dich nicht mehr. Du magst tun, was du nicht lassen kannst. Wie wär's'', fügte er höhnisch hinzu, ,,wenn du hingingest und mich verrietest? Unserer Mutter selig Herz dort drüben'', er deutete mit dem Kopf gegen das Fenster, auf dem sich bleich der kommende Morgen anzeigte, ,,würd' noch im Grabe über dich hüpfen!''

,,Jago!'' – Es war mehr der Schrei eines verwundeten Tieres als die Stimme eines Menschen, der zu mir herauf und durch mich hindurch drang wie mit Messers Schärfe.

Einen Augenblick haben sich die beiden da unten wortlos gegenüber gestanden, und wie Schuppen ist es mir von den Augen gefallen, daß sie einander geähnelt haben wie ein Ei dem andern. Nur, daß die Züge des Mädchens von ehrlicher Qual verstört gewesen sind, während an denen des Burschen alle bösen Leidenschaften gezerrt haben. Dann hat sich der Jago auf dem Hacken umgedreht, seine Waffe ergriffen und ist gegangen, grußlos, ebenso und doch ganz anders als der Michael.

Die Aniella ist lautlos in sich zusammengesunken, und wenn mir nicht selber von Haß und Liebe die Augen verdunkelt gewesen wären, hätte ich vielleicht die Tränen gezählt, die ihr glitzernd über die braunen Finger gelaufen sind. Nie durfte sie erfahren, daß ich ihr Geheimnis erlauscht hatte.''

Die Erinnerung hieß den Erzähler eine Pause machen und der Teufel der Vernunft mich eine Frage zu stellen: ,,Wie erklärt Ihr es Euch'', sagte ich, ,,daß ein so alerter Bursch wie der Jago, einem Hirsch nachgejagt ist, der gar keiner mehr gewesen, ich meine, er hätt wissen müssen, was geschehen!?''

,,Das erkläre ich mir so'', entgegnete Hinrich Cohrs kurz, ,,daß ein Weiserer als wir die Menschen einem Trugbild nachjagen läßt, nur daß sich eines jeden Schicksal erfüllt!''

Ich hab ihn nicht wieder unterbrochen und der Erzähler hat fortgefahren: ,,Der Schlaf hat mich geflohen. Mit dem ersten Hahnenschrei bin ich herunter. Da hat die Aniella am Brunnen gestanden, frisch wie der Morgen und so, als ob nichts geschehen wäre. Ich hab' mich gefragt, ob ich geträumt. Der Großvater ist noch nicht heimgewesen, und die Arbeit hat gelegen. Was hat es mich gekümmert. Völlig uneins mit mir bin ich ins Moor gelaufen, ziel- und planlos, aber natürlich bin ich bei der verhexten alten Tanne gelandet. Das Geweih hat mich angeschaut, als wollt' es sagen: ,,Warte, warte, noch nicht, aber bald!''

Ich bin zu dem Entschluß gekommen, es in einem toten Meiler zu verstecken, der so verfallen und verwachsen war, daß es dort schwerlich ein Mensch finden würde. In der Nacht kommenden Samstags habe ich mich aufgemacht, denn zum Sonntag hat der Alte gründlicher geschlafen. Fast habe ich ihn gehaßt damals. Hatte er mir doch

nicht nur die Aniella, sondern auch das Moor verboten. Wenn er mich mit dem Geweih abfaßte, war der Teufel los.

Aber ich war auch nicht von gestern und hab mir durch die Bodenluke und an einer Hopfenstange auf die Erde geholfen. Kleisterdicker Nebel ist meinem Vorhaben entgegengekommen und hat mich auf der Stelle verschluckt. Totenstille um mich, mein eigener Schritt nicht zu hören. Den Weg hätte ich mit verbundenen Augen gefunden.

Als ich am Torfgraben war, ging der erste Atemzug über das Moor und duckte die Nebel. Der Horizont bekam Farbe, einzelne Büsche und Bäume traten hervor, ein Brachvogel rief, und schärfer lugte ich über die sich lichtende Fläche. Der Wipfel der alten Wettertanne überragte sie weithin. Meine Richtschnur, mein Ziel!

Ich hatte damals das Geweih in ansehnlicher Höhe des Stammes befestigt, um es vor Fall und Anflug zu sichern. Ein Ast mochte dort gebrochen sein und hatte einen Lichtschacht nach Osten geöffnet, so daß das Geweih von dort aus zu sehen war, während es von unten durch dichtes Gezweig gedeckt wurde. Ast für Ast klomm ich nach oben und begegnete dabei einem Heerzug roter Waldameisen, die mir eifrig voran waren und zugleich entgegen kamen, hunderte und aberhunderte, rauf und runter, neben- und übereinander, alle hatten sie ein Ziel und hielten in ihrem Treiben eine Ordnung. Mir fiel ein, daß ich Ameisen oft vor der Hütte unseres Hofhundes auf halbabgenagten Knochen gesehen hatte, die sie im Verein mit der Sonne so weiß wie ein Laken machten. Aber diese betrachteten mich offenbar als Eindringling. Bald war ich von Ameisen bedeckt, fühlte ihre wütenden Bisse. Vergeblich, daß ich sie mir in Klumpen aus dem Gesicht zu wischen versuchte, es wurden ihrer nur mehr. Meine Augen brannten, und jetzt hatte ich nur noch den Wunsch, mich in der nächsten Torfkuhle — und wäre es jene, in der wir den Hirsch fanden — von diesen Plagegeistern zu befreien.

In diesem Augenblick stockte mein Fuß, mit dem ich schon nach unten tastete. Ein scharfer zischender Laut, wie ihn eine gereizte Schlange ausstoßen mag, aufzuckendes Blitzlicht, Schlag und Widerschlag im Echo! Ein Schuß und noch einer! Ich fiel, fast als sei ich selber getroffen, aus dem Geäst, kroch auf allen Vieren zur Torfkuhle und tauchte tief in sie ein. Solange wie möglich hielt ich den Atem an. Hatte ich ein Stöhnen gehört? Oder narrten mich meine Sinne? Von Grauen gepackt, raffte ich mich auf und jagte den Weg zurück, den ich gekommen war. Dann verkroch ich mich im Heu des Schafkobens. Stunden verrannen. Keine Menschen, nur manchmal Schritte, Stimmengemurmel. Dann wieder Stille. Nicht der Hunger, sondern die wachsende Qual der Unruhe in mir trieb mich schließlich aus meinem Versteck.

Der Tag hat kein Ende nehmen wollen. Um die Vesperzeit ist der alte Hegemeister Cornelsen mit seinem Zockelgefährt bei uns vorgefahren gekommen, und neben ihm hat der dicke Gendarm gesessen. Beide haben Amtsmienen aufgesetzt gehabt und den Großvater beiseite genommen. Der hat die Achseln gezuckt. Dann hat er eine Flasche geholt, und sie haben um den Eichentisch hinter der Fliederhecke gehockt. Ich hab die Ohren gespitzt und mit tiefem Erschrecken vernommen, daß der Jago und der Michael abgängig sind. Sie sind ohne Verdacht gewesen, mir aber hat es Feuer unter den Sohlen gemacht, und mit einemmal hab ich gewußt, was ich zu tun habe.

Mit fliegenden Haaren bin ich zur Waldkoppel gerannt, wo ich die Aniella beim Melken gewußt habe. „Sie suchen den Jago und den Michael, Aniella!" hab ich atemlos hervorgestoßen. Das Mädchen ist totenbleich geworden und hat mich am Arm gepackt, daß mir die Nägel ins Fleisch gedrungen sind. „Es ist zu spät, Hinek!" hat es gestammelt, „Sie werden sie niemals finden, wir müssen es tun." Und wie eine Irre ist sie, gefolgt von mir, ins Moor gelaufen. Im Laufen haben sich ihre Haare gelöst und sind wie schwarze Flügel um sie gewesen.

Ich habe nicht Schritt halten können mit ihr. Es ist dämmernd geworden und die Nebel sind wiedergekommen. In ihnen ist mir die Aniella verschwunden. Verzweifelt

ihren Namen rufend, bin ich umhergeirrt. Aber nur das Moor ist um mich gewesen und hat sich weiter aufgetan als der Mund eines Stummen. Der Himmel ist wie in Blut getaucht gewesen und auf den Torfstichen hat der Nebel wie kalter Todesschweiß gelegen. Die Stille, diese furchtbare Stille wollte mich schier erdrücken. Ich kannte doch das Moor. Es war eine andere Stille als sonst.

Plötzlich ist von weit her ein Schrei zu mir gedrungen, auf den sich lindernd schon der Tau der Nacht gelegt hat, ein Schrei, klagend wie der Ruf eines verirrten Vogels auf dem Zug, einmal nur und nicht wieder. Aber genug in dieser Stille, daß ich zu ihm gefunden habe.

Auch ist mit einem Male der Wipfel der alten Wettertanne vor mir aufgetaucht. Da hat der Jäger Michael im fahlen Grase gelegen, bleich und mitten durch's Herz geschossen. Die Aniella hat den leblosen Körper in ihrem Armen gehalten, als könnte sie ihm ihr eigenes Leben einhauchen. Ihr Antlitz ist versteinert, ihre Augen sind abwesend gewesen, nur ihre Lippen haben sich tonlos bewegt.

Und abermals hat der Abendwind einen ersterbenden Laut hergetragen. Das Mädchen hat sich nicht vom Platz gerührt, aber ich habe meine Scheu überwunden und leise ihren Arm gefaßt: ,,Aniella, es ruft einer, dort drüben!" Kaum, daß ich die Worte über meine Lippen gebracht habe.

,,Geh!" hat sie geflüstert, ,,Geh, es ist Jago!"

Ich bin gegangen und habe nicht lange zu suchen brauchen. Da hat auch der Jago gelegen — Gott allein mag wissen, wie lange schon um seiner Sünden willen. Doch habe ich gleich gesehen, daß es auch mit ihm aufs Ende gegangen ist. Die Kugel des Jägers muß sich im Gezweig verschlagen und seinen Gegner doppelt getroffen haben, sie ist dem Jago kreuz und quer durch den Leib gegangen, und es muß als ein Wunder gelten, daß er noch die Kraft gehabt, den Michael niederzustrecken. Dieser hat ein gutes und rasches Ende gehabt, aber jener ist eines zehnfachen Todes gestorben, denn seine Lippen haben sich noch bewegt, als ich, mein Grauen bemeisternd, an ihm herangetreten bin. Er hat die Augen aufgeschlagen wie zu einer Bitte. Ich habe mich zu ihm niedergebeugt, meinend, er möchte ein letztes Wort sagen. Und wenn er es nicht mehr über die Lippen gebracht, glaubet nicht auch Ihr, daß ein Höherer an seiner statt gesprochen, was ich so deutlich zu vernehmen gemeint habe: ,,Aniella, bete für mich!"

Mit diesen Worten im Herzen jedenfalls habe ich mich von dem Toten erhoben. Da ist mein Blick auf das Geweih im Geäst der alten Tanne gefallen und mir bewußt geworden, daß es der einzige Zeuge des Geschehens gewesen. Und so wie ich es einstmalen und selber dort angeschlagen, habe ich es mir nun, allen Ameisen zum Trotz, auf die Schulter geladen wie ein Kreuz. Als ich mit meiner Last an die Stelle gekommen bin, wo ich die Aniella verlassen habe, da ist dort niemand mehr gewesen, die Aniella nicht und auch der Michael nicht."

Bei diesen Worten habe ich mich nicht enthalten können, ungläubig zu fragen: ,,Ein Toter?"

,,Doch, doch!", hat Hinrich Cohrs erwidert, ,,glaubet mir nur, i c h habe den Platz gefunden, wo die Aniella ihren Schatz mit eigenen Händen ins Moor gebettet hat, i c h habe ihn dicht mit dem Samen der Moorbirken ringsherum besät und ich werde ihn, des seid gewiß, um eines unantastbaren Friedens willen versteckt halten bis an mein Ende."

,,Aber die Aniella", wollte ich wissen, ,,was ist aus ihr geworden?"

,,Verschwunden", sagt er mit dunkler Stimme, ,,niemand hat sie je wiedergesehen bis auf —", der Erzähler stockte, sah sich scheu um und senkte die Stimme, ,,nun, ich will's Euch nicht verschweigen, es heißt, sie sei über die Grenze und in ein Kloster, aber ich glaub's nicht!"

,,Und was glaubt Ihr?'', fragte ich nach einer Weile vorsichtig.

,,Daß sie im Moor geblieben ist, aber nicht von Fleisch und Blut. Es will sie einer da gesehen haben. Wie er sie mit Namen gerufen hat, ist sie in Nebel zergangen.''

Ich habe nicht weiter fragen mögen, mir nur gedacht, daß dieser eine wohl Hinrich Cohrs selber gewesen.

,,Ich habe'', sagte er ablenkend, ,,das Geweih im Meiler verborgen gehalten, bis mein Großvater gestorben, und das ist bald geschehen. Es war, als kränkele der alte Mann von Stund an, da das Mädchen verschwunden. Auch mich hat nichts mehr dort gehalten, und ich bin zurückgekehrt hierher, wo ich geboren bin. Mit dem Geweih dort als meinem einzigen Erbteil. Wenn ich nicht gesehen, daß Ihr eine Andacht davor gehabt, hätt' ich's Euch nicht erzählt!''

Der alte Hinrich Cohrs hatte geendet. Vor den efeuübersponnenen Fenstern des Gastzimmers stand der Abend. Die dunklen Wälder waren in unangreifbare Fernen gerückt. Es war sehr still geworden, und noch lange sann ich dem Doppelsinn einer geweihten Sage nach.

Dei olle Boom

Dor harr ick doch verläden Nacht
'n wunnerlichen Droom:
Ick sät mit mienen Fründ Jehann
bi sienen Walnötboom.
    un dei Wind was ok dorbi
    un spält mit dei Telgen ne Melodie.

,,Dei Walnötboom is bannig old",
so räd ick tau Jehann,
,,wat sall hei Di noch länger hier,
hest keinen Nutzen an"
    un dei Wind was dorbi
    un spält mit dei Telgen ne Melodie.

,,Dat is egal", so säd min Fründ,
,,ick will den' Boom woll hägen,
is hei ok old un dräggt kein Nöt,
ick will em liekers plägen".
    un dei Wind hett dat hürt
    un dei Bläder lies schürt.

,,Dei Boom, dei hürt hier tau uns Hus,
vör uns wir dei all dor;
hei gew uns Schutz un Schatten ok
un Walnöt Johr vör Johr."
    un dei Wind hett dat hürt,
    hett gor nich sick rührt.

,,Ick weit, dei Wörtel is entwei,
hett nich mihr Kraft un Holt.
Hei bringt uns ok kein Walnöt mihr,
dei Boom is eben old."
    un dei Wind hett dat hürt
    un dei Bläder lies schürt.

,,Is grad so, as'd mit Mudding is,
beid' sünd sei morsch un swagg,
doch blieben sei so lang' bi mi,
as Gott dat gäben mag."
    un dei Wind was dorbi
    un spält mit dei Telgen ne Melodie.

,,Recht hest Du", säd ick tau Jehann
un drückt em fast de Hänn' –
en Sünnenstrahl lücht' dörch denn Boom; –
– dunn was mien Droom tau Enn'.

M. Baufeldt

Ut Dörp un Stadt, Kasern un Schloss

II. Dener un Saldat *)

Von Karl Hacker

In min irst Bok hew ick vertellt, woans un woso ick ut Bur Bollow sin-n Pierdstall in Pappelsdörp nah de Baronin von Mollwitz in Nigenstrelitz in de Villa Marie kamen bün und twors unner Assistenz von en-n godmödigen Gepäckdräger. Desülwige öllere Fru, de mi un min-Vadder damals in Empfang nahmen had, as ick mi vörstellen müßt, nehm mi ok hüt werrer unner ehr Flüchten. Fru Höhning het disse lütte bedräpliche Fru, se wier Wittfru un had dre Döchter, en wier all verheirat-t mit en-n fürstlichen Kutscher, een wir in Stellung bi ,,Tanten Willichen" un de drütte lewt bi de Mudder, ernährt sich mit Schniederie un beide Schwestern wieren verlobt mit twe Hoboisten von dat Strelitzer Hoboistenkur.

Fru Höhning had' mi woll all kamen sehn und kem uns entgegen, lohnt den Gepäckträger af un ick güng mit ehr in de Wahnung rin. ,,Na, dat is man schön, dat Se hier sünd", seggt se, ,,ick dacht all, Se würden ierst hüt abend kamen. Nu stell'n Se man den Kuffert in de Stuw rin und denn drinkens man ierst ne Tass' Kaffee bi mi, ick ward Anna ok ropen, de kennt Se jo ok noch nich". Ick güng rin in de lütte Stuw, de min Heimat ward'n süll, stellt min'n Kuffert hen, läd' minen Hot up den Disch, strek mi dat Hoor beten trecht mit de Hän'n, denn ick had duntomal ne düchtige Prück up den Kopp, wo all enen ordentlichen Kam togehürte, se in Ordnung to holl'n. Un nu güng ick nah de Käk, wo all Fru Höhning mit Anna sitten ded, dat wir de Jungfer von de Baronin, de ick all flüchtig sehn had, as ick mi hier vörstellte. Se kek beten sihr von baben run, als Fru Höhning segg'n ded: ,,Dies ist Karl, unser neuer Diener, Anna." ,,Ich hatte bereits das Vergnügen" säd se un rekent mi de Fingerspitzen hen. Ick wagt kum dis lütte witte Hand antofaten, wiel ick dacht, de breck di woll unner de Finger entwei un bün gewiß bet äwer de Uhren rot worden, en Fehler, an den ick lang krankt hew, de enen äwer grad bi den Denerberuf siehr hinnerlich warden kann. Dor leg äwer gor ken Grund vör, rot to warden, denn dit lütt Bettel von Frugensminsch mit ehr glattgestrekten miekrigen Hoor künn egentlich kenen Minsch imponieren un wenn se seinmal dörch hochnäsiges Benehmen wat rutbiten wull. Na, wi sünd uns ok bald driester worden.

In den fief Johr, de ick bi de Baronin west bün, heb'n wi von dis Ort dre Stück verbrukt, dis lütt Anna is nich lang mit mi tosam west, se wir ne to ,,impertinente Person", as de Baronin säd, un wiel de Baronin ok so en lütt Krät wier, gew dat öfter Larm un meistens üm de Schniederie. De Baronin let sich ehr Kostüme un Kleder all in Nigenbrandenborg maken, äwer selten wier'n se to Dank, denn se wir lütt un beten wat völlig, wull äwer lieker giern schlank utsehn. Kum wier nu-en Kled ankamen, dann güng dat Anprobier'n un Ännern los, un dat is ja nu ne olle Sak, wenn en Minsch Gottindewelt nix to dohn hett, denn kann he sin Dag nich mit sin Arbeit farig ward'n. So wier dat ok hier. De Baronin kem an ,,Dag" nich tom Anprobiern, dat müßt abends kort vör dat Tobettgahn makt ward'n, un denn künn se ken En'n fin'n. De arm Jungfer stünn un stünn un stickt hier wat af un dor wat af mit Nadeln un würd rein mall bi dit Gedrähn, bet in de depe Nacht herin güng dat oft. Un dat lütt Ding, de Anna, wir wütend tom Platzen un enmal platzt denn de Bom' nu ok mitten in de Nacht. Johanna würd kündigt un flög. För de kem ne grote staatsche Person, ne richtige Germania, blond mit grote blage Külpogen, de kem von en Rittergod, wo dat so Mod west wier, dat de

*) Die Jugenderinnerungen erster Teil unter dem Titel ,,I. Pappelsdörp" erschienen im November 1938 im Verlag der Buchhandlung Otto Wagner, Neustrelitz.

twete Dener ehr Lopjung wier, un wiel ick doch ok noch ehr Jung wier, künn dat ok doch nich anners sin, als dat se ehr'n Befehlston up mi äwerdragen ded. Dunnerwetter wat verfiert ick mi, as se ahn ,,Gun'n Dag'' to segg'n, mi anfohrte: ,,Holen Sie mal meinen Koffer rein, der draußen bei dem Omnibus steht!'' Nu had ick ja fragen künnt: ,,Ja, wer sind Sie eigentlich?'' Äwer doran dacht ick gor nich, disse herrische Ton jög mi so in't Buxhürn, dat ick henlöp un halt den Kuffert rin. De Begrüßung mit Fru Höhning wier nich vel anners. Ok hier gebährt sich de niege Jungfer as en ,,geborene'' Gräfin. As wi ehr in ehr Stuw rin had'n, de ehr apenbor ok lang nich fien genog wier nah ehr Näsrümpen to urteilen, meent Fru Höhning: ,,Na, de ward hier bi uns ok nich olt, wenn de Baronin de gliek sehen had, denn had se se nich namen. Äwer de Gräfin empföhl ehr jo so un nu sehen wi dat jo, se hett ehr weglawt, na, wi hebb'n de Person jo nich ümmer hier, dat halwe Johr sitt se jo up dat Schloß.'' Dat durte ok gor nich lang, dunn wier de ierste Krach twischen de Baronin un de Jungfer ingang'n, ok üm de Prünerie un Anprobier'n. De Unnersched twischen Anna un ehr wier blos de: Anna wier genau so lütt un so krätig as de Baronin un dis, Frieda het se, stünn as en Pahl vör ehr un kek von baben recht höhnschen up ehr run. Anna schriegt ümmer gegen de Baronin an un dis let ehr ümmer ruhig schimpen, kek ehr blos wiss in de Ogen un blew kolt as ne Hunn'schnut. Toletzt würd de Baronin entweder ok ruhig örrer se schriegt ehr an: ,,Scheren Sie sich raus, Sie impertinente Person'' un güng falsch to Bett.

Äwer ick will nu mal ierst von mien egen Ergahn in mien'n negen Denst vertellen. Erst würd ick mal inkled't, ick kreg enen Arbeitsanzug för morgens bi dat Bohnern, Inböten un Lampenputzen, denn kem en schwarten Jakettanzug mit lange Hosen ran un to Mittag müßt ick Gamaschen, Kneehosen un Frack antrecken. Dissen letzten Anzug hew ick siehr haßt, besonders in'n Sommer, denn dat is nich angenehm, de Benen bet an de Knee in Gamschen intiknöpen un dormit in de pralle Mittagssünn Stratengäng'n to maken, un ick hew oft versöcht, mal gegen den Strom to schwemmen un de langen Hosen antobeholl'n, äwer dor kem ick schön an. As ick dat ierste Mal nah 'ne bestimmte Tied in langen Büxen kem, dunn jög se mi werrer rut, ick süll mi ierst ümtrecken, as ick äwer dat twete Mal doch noch werrer wagen ded, so to kamen, dunn höl se mi 'ne lange Red', de dorin utklüng: ,,Wenn Du Dich in meine Befehle nicht fügst, dann kann ich Dich nicht gebrauchen und Du mußt Dir eine andere Stelle suchen.'' Nu verfiert ick mi doch dull. Ne, dat wull ick jo ok nich, denn ick had doch ok min Gods un hüng nu all an de Minschen, de god to me wier'n. ,,Wat sünd Se blot för enen kortsichtigen Dickkopp'' seggt Fru Höhning ,,glöb'n Se denn, de Baronin giwt nah? Ne, dat makens' sich man af, de giwt kum gegen de Fürstin nah. Se will'n doch ok wierer in de Welt, nich wohr? Na, denn kann ick se blot raden, holl'n Se sich de Baronin warm, se kennt alle Höf' un hett äwerall Beziehungen, wenn se Se empfehlen deiht, denn kamen Se äwerall an. Vörlöpig sünd Se noch to jung, spelen Se man ierst Saldat und denn fragens' bi ehr an, ob se nich en god Wurt för Se inlegg'n will, und Se säl'n mal sehn, wo dat helpt.'' ,,Ja'', seg ik, ,,dat glöw ik ja ok all, Fru Höhning, öwer denn künn' se doch mit den'n Oberstallmeister all reden, de wohnt doch bi uns in'n Hus', un se is god Fründ mit em, dat ick giern in den Marstall müggt.'' ,,Herre Gott'', seggt de oll Fru, ,,dor is he all werre mit sin'n Marstall. Laten Se doch blot den Marstall und de oll'n Pierd in Ruh'. Min Mann is lange Johren Gestütswärter west un hett sich sin'n Dod dorbi holt, worüm woll'n Se denn nich lewer Lakai bi den'n Fürsten ward'n?'' ,,Ach ja'', segg ick, ,,mögen ded ick dat woll, äwer ick müßt man beten gröter sin.'' ,,Ach wat'', seggt se, ,,dor sünd twe orre dre mang, de ok nich gröter sünd un wenn de Baronin för Se intreden deiht, denn ward'n Se doch nahmen. Un wenn Se sich denn god führen dohn, denn sünd Se för Lewenstied versorgt. Ick glöw, Se ehr Mudding würd sich doch dull freugn, wenn Se hier Lakai würd'n un nich Riedknecht orre Kutscher.'' So, nu had Fru Höhning dat richtige Wurt seggt. Ja dat wüßt ick, dat min Mudder sich siehr doröwer freuj'n würd, wenn ick bi den Fürsten as Lakai ankamen ded. – Min Arbeit wier ja gegen dat, wat ick bi Bur Bollow dohn müßt, all man Kinnerspill, blot ikk müßt ümmer anstännig up mi achten, künn mi selten gahn laten un dat hett mi ierst vel Mäuh' kost, den Pierdmeß un den Kohschiet ganz los to ward'n. Wenn äwer ener mit ken annern Lüd' Ümgang hett, as blos sone, de ok up sich achten

möten un ok dohn, denn kümmt dat ganz von alleen. Dat het: lütt beten Anstelligkeit un beten Grips hürt ok to den'n Denerberop, un wer anners doröwer denkt, de kann dat ja ok giern dohn. Ick segg em äwer: alles in de Welt is verschieden, weck Pött hebb'n en'n Bodden und weck hebb'n ken'n, as jen' Fru säd, de den Kopmann mit de Kaffeebohnen beschummeln wull; weck Herrschaften wull'n en' Dussel hebb'n to'n Dener, de gornich fähig wier, sick äwer dit und dat Gedanken to maken, weck äwer verlangten von ehren Dener Kenntnisse, dor langt en Köster nich ran un en Studierten ierst recht nich, denn de sünd in praktische Ding'n de reinen Görn. För mi wier dat toierst jo all gliek ne schwere Sak, all de frömden Namen to behollen von Grafen un Gräfinnen, von Komtessen un Baronessen, von Kammerherr'n un Offziers, de bi min Herrin in un ut ging'n, wil se Hofdam wier bi de Fürstin un alle Lüd sich ehr warm holl'n wull'n. Vele von diss Herrschaften hew ick bald kenn'n liert, weck wil se grow wier'n as Bohnenstroh und weck wiel se fründlich wiern as en Pott vull Syrup. Unner ehr Bekannten wier en Majur v. Lobedanz, en'n groten Drähnhamel, äwer süs harmlos as en Kind, de wier Hofschef bi den'n Erbgroßherzog un set vel bi min Herrin. Disse töwt selten af, bet ick em anmeld' had un so kem dat ok, dat ick mal ringing un had de Dör kum hinner mi to, dunn rep se all: ,,Ich bin nicht zu Hause!" ,,Ach, das tut mir aber schrecklich leid", rep v. L., ,,sind Sie wirklich nicht zu Hause?" Diss beiden utgekakten Hoflüd had'n sick ümmer vel to vertell'n un red'n ok ruhig wierer, wenn ick dorbi wier, wenn se dissen öre den'n bi de Uhren hard'n un em or ehr dörchhechelten. Ick dumme Klas kem denn run un vertellte Fru Höhning dat horkleen wedder. Wenn de sick den'n Kropp ornlich vull Nieglichkeiten proppt hard', denn löp se dormit los un nah poor Wochen kem dat rut: dat hard de Baronin to Majur v. L. seggt un dat hard v. L. to de Baronin seggt. Naher würd wunnert, wo kümmt dat her un ick hew enmal Judaspien utstahn, as sick diss beid oll Frün'n gegensiedig Vörwürf makten, dat en den'n annern rinlegt had. Anschienend kemen se äwer nich up den'n Gedanken, dat de Sün'nbuk vör ehr stünn, de in sin Dummheit Fru Höhning dat vertellt had. Von nu an würd ick hellsch vörsichtig un de oll god Fru Höhning mügt mi noch so vel üm den'n Bort gahn, wenn se wüßt ick hard bi en'n Abendtee upwohrt un dor wiern Lüd west, de sick vehl to vertell'n hat hard'n, oh, wat künn se denn schlau frag'n: ,,Na, hüt is ok woll schön wat kamen, denn, wenn de Gräfin K. dorbi is öre de Baronin Y., denn kümmt doch wat, de laten doch an ken'n Minschen en godes Hoor." Ja, frog du man, dacht ick denn, ick ward mi schön höd'n un segg'n werrer wat, du hölst jo nich dicht.

Toierst het mi dat Upwohren bi Disch vehl Koppterbrechen makt. Ierstlich dat vörbereiten, wat wier dor all to bedenken! Tellern müßten warmstellt ward'n, Wittwien koltstellt, Rotwien warmstellt. Ick müßt mi en'n Servierdisch farig maken, dat ick alles bi de Hand had, Besteck, Porzellan un Glas. Denn müßt ick to rechter Tied in'n Frack rin, von Kopp to Fot piekfein antreckt sin. Wat hew ick ierst ne Angst dorbi utstahn, wenn de Baronin säd: ,,Nun sollst Du mal unter meiner Aufsicht den Mittagstisch decken." Un denn güng dat los. Ick läd dat Dischlaken up, had öwer ken Ahnung, wat de linke öre rechte Sied wier, stellt Tellern hen, en'n mit dat Monogramm nah vörn, den'n annern nah hinnen, läd dat Besteck as Krut un Röb'n dorneben, dat Glas bald towiet nah links, blad towiet nah recht. Wenn dit glücklich farig wier, denn säd se: ,,Jetzt geh' in die Küche, es könnte angerichtet werden. Und wenn die Suppe da ist, dann kommst Du rein und sagst, es ist angerichtet." Dit makt ick denn nu all siehr schön, bröcht de Supp rin, ahn de Terrin hentoschmiet'n un mellt, dat serviert wier. ,,Danke, ich komme", säd de Baronin, un ick ret de Flügeldörn up un let ehr dörchgahn, hülp ehr to Platz, makt de Döhrn werre to, füllt ehr de Supp up den'n Teller un präsentiert ehr den'n. Wenn se de Supp ut had, klingelt se un ick stört rin mit en'n warm flachen Teller, wesselt den'n Suppenteller un halt den'n nächsten Gang rup von de Käk. So güng dat Dag för Dag, bet ick alles begrepen had un ick weten ded, dat ick niemals von rechts anbeden dürft, dat ick bi dat Inschenken nich kleckern dürft, dat ick ken'n Gegenstand in de frie Hand an den'n Disch bringt dürft un hunderterlei Saken, von de ick niemals in min'n Leb'n hürt un ok nich sehn had. Veles had mi jo Fru Höhning all seggt. Äwer se wunnert sick dull, wenn ick segg'n ded: ,,Fru Höhning, dat wier nich richtig, wat Se mi segt heb'n. De Baronin will dat so heb'n, un dat öre dat ward nich so

makt as Se säd'n, dat ward so makt." ,,Ach", säd se denn, ,,se red't ok ümmer hen un her, to Se segt se so un to mi segt se so. Wenn se Se dat anners segt het, denn möt'n Se dat jo dohn." Vel het mi de Baronin ierst üm den'n Anzug, de Haltung, dat ludlose Bewegen un de Hän'npleg tosett't. Dat allerschlimmst wier för mi, ick dürft in'n Hus' nich roken. Ick künn un künn dat oll Schmöken nich laten. Rein krank wier ick, wenn ick den'n ganzen Dag nich enmal en'n Zigarr'nstümmel twischen de Tähn'n nehmen künn. Wie oft het se mi up den'n Kopp tosegt: ,,Du hast schon wieder geraucht!" ,,Jawohl, Frau Baronin, draußen habe ich eben geraucht. Das haben Frau Baronin mir ja auch nicht verboten", säd ick beten patzig. ,,Was fällt Dir ein, werde nicht etwa impertinent, so antwortet ein Diener seiner Herrschaft nicht!" Dat oll Roken un dat Kamaschendragen, dat wier ümmer en'n wun'n Punkt in mien Denertied bi de oll god Dam. As ick äwer ierst weten ded, wo de Has löp, hew ick ehr ok mennig Brill upsett't. As ick noch gornich lang bi ehr wier, dunn schickt se mi mal in dat Theater, un wiel ick noch nich ahn Erzieherin unner Lüd loslaten warden künn, kem Fru Höhning mit. Dat gew de Oper: ,,Der Trompeter von Säckingen" und ener kann sich woll en Bild maken, dat ick dat Mul vör Erstaun'n kum enmal tomakt hew. In disse olle Oper lewt dat Landsknechtleb'n un dat Raubrittertum so recht up, dorto disse Student Werner Kirchhofer, de sich in de Dochter von den'n oll'n Oberst verlewt un, wat de Hauptsak is: se ok krigt. Ick wier ganz benahmen, as ick ut dat Theater kam, Werner Kirchhofer mit sien Brut had'n mi dat andahn, ick nehm ,,die Bretter, die die Welt bedeuten" för bare Münz und künn un künn mi dat nich vörstell'n, dat dis Held Werner Kirchhofer, de so wunderschön dat Lied süng: ,,Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen" un dorto noch blos as ick noch ken Trumpet had' blasen hürt, dat disse Minsch en ganz gewöhnlichen jungen Minsch wier, de all's, wat he verdent, an denn Speldisch verjuxen ded un kum ne egen Büx up den Liew had. Un dat de Oberstendochter egentlich ne scharpe Leutnantsbrut wier un de, wenn se diss sentimentale Rull toen'n spelt hed, sich mit de Herren Leutnants bi'ne Buddel Schampanger all up en weniger sentimentale Oart amüsieren ded. Äwer dissen Pipp treckt mi Fru Höhning bi dat Nahhusgahn all furts af, äwer ick kann nich segg'n, dat ick ehr vel Dank dorför wüßt hew, mi wier werrer dormit en Himmel in Trümmer gahn un all mien lütten lustigen Sparlings wier'n dodfall'n. Na, wenn mi ok nu diss Brill, dörch de ick keken hew, afnahmen wier, so hett dat mi nich hinnert, dat ick för Kunst un Künstler min ganzes Leb'n dörch vel öwrig hatt hew.

Nu möt ich äwer ok mal up den Nahwerschaft gahn un diss Lüd en Wurt günn'n. Villa Marie wier en Witwensitz von ner verstorbenen Fürstin un de Timmer, de se persönlich bewahnt hed, legen in dat Hauptgeschoss un wier'n unbewahnt, un jeder Gegenstand stünn an de Stell, wo he stahn had, as de Fürstin lewte. In dat Hochparterr' wahnt up de en Sied von de grot Infahrtshall de Baronin von Mollwitz un up de anner de Oberstallmeister von Gröben, en Junggesell, de krank un siehr schrullig wier. To sien Bedienung had' he ein'n verheirat'ten Dener, den'n sien Fru geliehrte Käksch wier, dissen Herrn dat Eten kakte un mit ehr'n Mann tosam de Wohnung reinhöl. Bi dissen Mann, de all sin Erfahrung in de Denerie had, hew ick mi siehr oft Rat holt, wenn mien Latien toen'n wier un dat kem oft vör. Von em wüsst ick ok, dat de Oberstallmeister in früheren Johr'n mit mien Herrin irgend wat vörhat' had, he säd: ,,De Baronin wier den'n Oberstallmeister nahlopen, un Fru Höhning säd, as ick to de mal so wat segg'n ded: ,,Is jo Unsinn, ick wet dat ok, äwer uns' Baronin is denn Mann nich nahlopen, ne, he hett sich bi uns de Piephacken aflopen. Oll Falk is en Ekel, wenn he dat seggt, de steckt ümmer mit den oll'n grawen Kierl unner en Deck, alls, wat wi hier maken, vertellt he em, de lett nicks anbren'n. Blot, wenn bi em mal ens nich alls stimmt und he kriggt 'ne Awriewung, doräwer ward nich red't. Ick wet, he kann de Baronin nich lieden un glöwt, se hett em früher bi sien'n Herrn schlicht makt. Dorto is uns Baronin gornich instan'n, dat litt ehr Stolz nich, wenn äwer son'n Kierl, as de oll Falk is, sich Saken erlauwt, de an Frechheit grenzen, denn dat hett he öfter dah'n, wiel he de Husverwaltung hier in de Villa het und wenn dräben bi wem wat in Unordnung is, gliek in Ordnung bröcht ward, wenn äwer bi uns wat nich stimmt orrer kaputt is, denn het dat gliek: ,,Ja, natürlich, bi de Baronin is jo ümmer wat intwei, se het ehr Lüd jo nich in Ordnung, de dah'n jo wat se will'n, un denn geht all's unner un äwer. Äwer de Baronin

hett em ok all schön den'n Kopp wascht, un wiel he wüßt, dat he Unrecht hed, müßt he dat Mul holl'n. Wat em awer am meisten argert wier, dat ick mit dorbi stünn un alls mitanhürt hew. Ne, denn oll'n Schluskopp laten S's man krupen, den'n trug ick blos, sowiet ick em sehn kann."

Dat wier de Ansicht äwer den'n oll'n braven Falk, de ümmer so'nn salbungsvulles Gesicht maken künn as en Prester bi de Beierdigung. Damals verstünn ick Fru Höhning noch nich ganz, äwer dat durt gornich lang, dunn bröllt mi de Oberstallmeister mal ens an, dat ick binah up denn Rügg'n fall'n ded un dat kem so: De Asch ut de Abens müßt ick nah de Aschkuhl dragen un dat kem woll mal vör, dat ick beten vörbischütten ded. De oll Falk had mie all seggt, dat ick mi beten vörsehn müßt, de Oberstallmeister wier siehr egen dorin un müggt nich, dat dat so prölich un mugglich bi de Aschkuhl utsehn ded. Nu wier dor noch en'n Mann in denn Gor'n, de von de Hofgärtnerie betahlt würd un den Gorn un Hof in Ordnung holl'n müßt, un ick dacht ok: wenn de Mann dorto holl'n ward, denn kann he jo ock wat för sin Geld dohn un beten Asch wegfeg'n, wier jo doch grad ken Stück Arbeit. Nun drög ick werrer mal Asch nah un'n un had dat siehr hild, wiel ick meistens beten to lang' schlep un – husch de Katt – de Klapp up, rinn mit de Asch, dat dat man so stöwt un de Klapp togeschmeten, dat dat man so knallt un will werrer loslopen. Dunn bölkt ut dat Finster von denn Oberstallmeister sin Schlapstuw ne Stimm: ,,Woll'n Sie dickfälliger Bengel sich hier mal anständig benehmen! Sie sind wohl da aufgewachsen, wo man den Mist blos aus der Stubentür schmeißt? Wenn ich das noch einmal sehe, dann holt Sie der Deibel!" Dörch den Larm keken nu Falks ok all beid ut ehr Kökenfinster un de ehr beid' Jung's, de de hogen Scholen besöken deden un ick stünn und let de Uhren hängen als früher mien Scheperhund Franz, wenn he Hasenjagd up egne Fust makt hed' un ick denn Stock hinner mie had un em frög: ,,Wo büßt du weßt?' Un ebenso as he let ick de Uhren recht lang häng'n un treck mit mi'n Aschemmer Pahl. ,,Nanu?" seggt Fru Höhning, ,,wat is Se denn äwer den Weg lopen? Hebb'n Se wat intwei makt?" ,,Ne", segg' ick, ,,äwer de Oberstallmeister hett mi anbröllt!" ,,Denn hett em woll de oll Falk werrer en Fleu in't Uhr set't, dat is enn niederträchtigen Kierl", seggt Fru Höhning. ,,Maken S' üm Gottes Will'n nich denn Unsinn un mel'n sich in'n Marstall, he sett Se dor denn den Deuwel to, dat Se dat entlopen möten." Hüt morgen glöwt ick Fru Höhning up't Wurt, denn mi wier dat doch dull in de Mag' schaten, as mi de Mann mit sin Kommandostimm anführt had. Wier ick em süss all wiet ut denn Weg gahn, nu verstek ick mi direkt vör em. Äwer en'n Abend, dat wier in'n Winter, löp ick em doch grad in de Arm, ick kem von 'ner Besorgung ut de Stadt torügg un had bi den Kopmann Warnck 'ne schöne Zigar schenkt kreg'n, de ick nu in vullen Zügen geneten ded. As ick de Husdör upmak, geiht en in de Hall in'n Düstern up un dal un kümmt grad up mi to. Dunnerwedder, wat verfiehrt ick mi, dat wier ja de Oberstallmeister! Ick ret mien schöne Zigarr ut de Tähnen, min Mütz von denn Kopp un wull vörbigahn, äwer jeja, jeja, em grugt woll beten in'n Düstern alleen, un he fängt an mit mi rümtofragen – ob ut lang' Wiel örrer wat süs up de düstern Hall ümmer up un dal un, wenn he kehrt makt, had ick nu all sovel Plie, dat ick ümmer sin linker Sied nehmen ded. Dat ick bi diss Fragerie wahre Judaspien utstahn hew, dat wet ick hüt noch, denn ick hew mi min schönen niegen Glacewinterhanschen verbrennt, wiel ick doch nu mal de bren'n Zigar in de Hand had un se narends henlegg'n künn. Äwer ick Dussel had ja dat Füren'n nich nah de inwendig Hand rinnholl'n brukt, äwer ick wier nu mal dörch diss unverhöfft Anred un grad von dissen gefürchteten Mann so verdattert, dat ick äwer nicks nahdacht. Mittdewiel kem nu dat Für äwer an dat Fell ran un ick müßt man lawiern, dat ick mi nich dull verbrennte. Ick glöw äwer, dat dat en'n annern jung' Bengel unner de glieken Umstänn ok nich anners gahn wier. Woll wier mi bi de ganze Unnerhollung ken Sekun'n, as ick grad mit diessen Mann, denn ick as ken'n annern fürchten ded, hier ganz fründschaftlich up un af güng, äwer in jeden Ogenblick up denn Anbröller luern ded. Dit is de irste un letzte fründiche Ansprak von dissen Herrn weßt, nich lang dornah leg he enes goden Morgens in sin Schlapstuw up den Fotboden un wier dod. Dit wier de irste pompöse Beirdigung, de ick in mien Leb'n sehn hew, mit fürstlichen Liekenwagen, fürstliche Bespannung un uterdem drei Galawagens, en von denn Fürsten mit twe Hofjägers in

Gala, en Wagen von de Fürstin mit twe Lakaien in Gala, en Wagen von de Erbgroßherzoglichen Herrschaften mit en'n Leibjäger und e'n Lakai in Gala, dat ganze Offizierskorps von de Garnison un de ganzen Lüd von'n Marstall. Gliek hinner denn Liekenwagen würd dat Riedpierd von den Oberstallmeister von twe Riedknechts leiht – na, dat wier 'ne ganz grote Sak mit dit Gräfnis. Ok ick müßt in min best Liwree folgen un naher bös schweten, denn wie hadd'n dat Hus vull Logierbesök, de ok en Dener bi sich haddn, äwer so'ne Herren sünd jo to Besök un faten nich giern to bi de Arbeit, un ick wier an ruhigen Dag gewöhnt. Äwer, gottlob, wier ick nu all so wiet, dat ick nich mihr von diss' sogenannte Kollegen ehr Hülp affhängig wier.

So wier ick nu in mien twintigst Lebensjohr kamen, un de Tied kem, as ick mi vör de Ersatzkommischon stell'n müßt. Enes goden Morgens in'n März güngen all de jungen Lüd, de stellungspflichtig wiern, nah dat Schüttenhus, wo dat Uthebungsgeschäft sien süll. Ümmer teihn Mann kemen togliek rin in den Saal un stellten sich so, as uns Herrgott se erschaffen had, vör den Stabsarzt un de annern Herrn von de Kommmischon hen. Bi son'n Uthebungsgeschäft passiert ok männigen Spaß un giwt dat vel Öwerraschung'n. All unnerwegens vertellt en örrer de anner: ,,Na, mi kän'n se jo nich bruken, ick hew' en'n Herzfehler," örrer en anner seggt: ,,Ick kann up en Og jo garnich sehn", un noch en anner kann man siehr schlicht hür'n. Un wenn se denn vör denn Doktor stahn un fäng'n hiervon an to stamern von ehr körperlichen Gebreken, denn kickt de Mann ehr so recht grienig un fast in de Ogen un seggt nicks wierer as: ,,Eignet sich zur Infanterie! Raus! Unner de teihn Mann, de mit mi togliek in denn Saal kemen, wier ok en Dischermeistersöhn ut Niegenstrelitz, de künn un künn dat nich begriepen, dat he uter Jack un Büx ok noch sin Hemd uttrecken süll, dat güng em denn doch to wiet. Godtoreden nützt nicks, also müßten em de Schandoren sich griepen un em mit Gewalt dat Hemd uttrecken. Vör mi stünn en'n Ries', üm denn sin breden Schullern ick gornich rümkieken künn un ick denk so bi mi: na, di warden se woll to de Garde nah Berlin schicken örre nah de Leibkompanie in Schwerin." As he rantred an den Doktor, kickt de em von unner bet baben an un seggt: ,,Machen Sie mal zehn Kniebeugen!" Nah de teihte künn he kum noch stahn. ,,Landsturm ohne Waffen!" seggt de Stabsarzt un diess grot dicke Ries grient sich ens un makt, dat he rut kem. He lewt hüt hier noch in Nistrelitz un ick seh em siehr oft un hew ümmer dat Geföhl, he hett dunntomal up irgend ne Ort denn Doktor 'ne Brill upsett, un sovel mi bekannt is, hett he dat ok verstahn in de Kriegstied, de Doktors Brill'n to verköpen, denn ick hew em nich in denn feldgriesen Rock sehn. Na, nu kem ick an de Reg, den Doktor let mi ,,kehrt" maken, ierst enen Fot hochbören un dunn denn annern un dat Resultat wier: ,,Infanterie! Raus!" So, nu künn ick nah Hus gahn un töwen, bet de Generaluthebung kem un dat wier Anfang Juli. Bi de Generaluthebung kem en Generalstabsarzt un noch en högeren Offizier mit sin'n Adjudanten dorto un dunn würden all de nochmal unnersöcht, de in'n Frühjohr anset't wier'n. Bi mennigen ännert sich dei erste Befund, bi weck blew dat so, bi mi kem to de Infanterie hento, dat ick vierteihner Jäger würd. Ick verfierhrte mi dull, denn ick had mi all an denn Gedanken gewöhnt, hier bi de Grenadiers to bliewen. Ick hew ok noch versöcht, mir dorgegen to wehren, äwer dor kem ick schön an. ,,Was woll'n Sie denn, junger Mensch, die vierzehner Jäger sind eine Elitetruppe, und es ist für Sie eine Ehre, Ihre Dienstzeit bei diesem Bataillon abzuleisten, verstehen Sie? Eine Ehre ist das für Sie!" Ornlich iwrig würd de oll Herr, de mi de Utkunft gew un kek mi äwer sin grot Brill so gnittrig an, dat ick froh wier, as ick werrer buten stünn. Ditmal had de Sak beten lang durt, denn ick seg nich in, wenn all de jungen Lüd, de hüt Soldat worr'n wieren, sich verlustierten un ick güng gliek to Hus, ne, ditmal wull ich ok beten dorvon heb'n. Wie treckten von Krog to Krog un weck had'n sich all schön de Näs begaten, äwer dat güng all god af, vel beter as in min Heimat, wo ne dägte Schlägerei dortogehörte. As ick to Hus kem, stü'nn Fru Höhning all bereit: ,,Gott sei Dank," seggt se, ,,dat Se all werra dor sünd, de Baronin hett all sovel fragt un meent: der wird heute wohl gar nicht kommen, denn an diesem Tage ist es Mode, daß sich alle jungen Leute betrinken. Sünd Se denn duhn?" seggt se un kickt mi nipp in de Ogen. ,,Ach wo", segg ick, ,,worüm sall ick duhn sin. Äwer ick bün to de Jägers uthaben, kam woll wiet weg." ,,Wat?" seggt se, un stellt sich vör mi henn un kickt

mi as en Wunnerdiert an, ,,wiet weg, segg'n Se? Känn'n Se nich in'n Lan'n bliewen? Mien Schwiegersähns sünd doch ok beid hier as Hoboisten bi dat Bataillon? Dat möt de Baronin noch in de Hand nehmen un bi denn Majur bi dat Bezirkskommando so dreihn, dat Se hier bliew'n." ,,Na", segg ick, ,,dor ward se woll ken Glück mit heb'n, ick hew all ne schöne Näs kregen, as ick säd, dat ick hier bi dat Bataillon giern bliewn wull." ,,Jh, Se un de Baronin, wat se will, dat kriggt se ok farig." ,,Na, dat glöw ick ditmal doch nich," segg ick, denn mi drähnte dat noch in den Hür'n, as de oll Feldwebel mi anfohrt had. Denn annern Morgen güng dat Dischkuriern gliek los. ,,Warum denn nicht hier?" säd de Baronin, ,,es ist doch ganz gleich, bei welchem Truppenteil Du Deiner Dienstpflicht genügst» Ich werde mal mit dem Oberst von Bussow sprechen, das muß er rumholen." Von Rümmhalen is äwer gar kein Red west, de Oberst het woll ,,jawohl, meine gnädigste Baronin", un ,,natürlich, meine gnädigste Baronin" teihnmal in ei'n Atem seggt, äwer kamen ist dor gor nicks nah.

In disse Tied wier ok uns ,,Germania", de grote forsche Frieda mit de köll'n blagen Külpen afgahn un ick führt mit denn Omnibus ut denn Marstall nah de Bahn un süll de Nahfolgerin ut den Süden von denn Berliner Zug afholen. ,,Na", seggt de Kutscher Fritzing Schult, ,,denn will'n wi uns mal de nie Dam hal'n, äwer mi sall blos wunnern, wolang dat mit de dur'n ward." Ik wier kum up den Bahnstieg ankamen, dunn löp ok all de Zug in. Ut en Kupee III. Klass steg ne grote schwartgekledete Dam mit ne Handtasch un kek beten frömd üm sich, dat ick bi mi denken ded: Dat is se'. ,,Erlauben Sie", segg ick to ehr, ,,ich bin der Diener von der Baronin von Mollwitz, sind Sie vielleicht Fräulein Janssen?" ,,Ja, ich bin die neue Jungfer," seggt se un lacht mi mit ehr schwarten Blenkerogen an, dat ick allmarken künn, mi steg langsam dat Blot in de Backen. ,,Wollen Sie mir behilflich sein, daß ich meinen Koffer bekomme?" ,,Bitte, kommen Sie»" segg ick un güng vöran nah denn Gepäckschalter. As wi denn Kuffert had'n, leiht ick mit ehr rut un hülp ehr in denn Anibuss rin. Fritzing kek sich siehr nieglich üm, wat ick dor inladen ded, un as ick werrer bi em up denn Buck set un wi dörch de Stadt rummelten, ment he: ,,Wet'st Du, Kaling, diss geföllt mi beter as de vörrig, de kem gliek rutgefegt as en dullgewor'n dreijohrsch Stark, diss is doch fründlich un bescheiden, un ick mag ehr süß ok lewer lieden." ,,Kiek mal an, denk ick so bi mi, Fritzing mag se ok lieden", un gew dormit all to, dat ick se ok lieden müggt, dit geiht ja gliek ganz anners los as bi de iersten beiden Tunten. As wi to Hus ankemen, stünn Fru Höhning all tom Empfang bereit un leiht se in ehr Stuw. Endlich kem se denn doch run un gliek nah mi'n Stuw. ,,Weten Se wat?" seggt se, ,,ditmal hett de Baronin, glöw ick, en'n goden Griff makt, diss is jo rein dat Gegendel von de beiden annern. Äwer se kümmt mi so vör, as wenn se beten gefährlich vör de Mannslüd ist mit ehr fürigen schwarten Ogen, herrje, wat hett de för Ogen in denn Kopp." Na, dit letzte had Fru Höhning mie nu nich miehr vertell'n brukt, dat had ick sülwst gliek sehn. Ok de Baronin wier gliek siehr mit ehr tofreden, wiel se fix un gründlich wier un so'n Mulwark as de annern beiden gor nich ken'n ded. Na, all's wier will un woll in'n Hus, Striet un Larm gewt nu gor nich, de Baronin wier ümmer tofreden un wie ierst recht.

So üm de Mitt von den Juli reist de Baronin mit de Fürstin nah dat Keppschloß un de nie Jungfer nehm se mit, ick reist as alle Johr werrer nah Pappelsdörp, wo se aall up mi töwten. Dit Johr had ick giern sehn, wenn de Reiserie nicks word'n wier, süß had' ick mi freut, wiel ick mal 'ne Tiedlang egen Herr wier. Dat het ,,egen Herr" ist beten vel geseggt, denn ick wier kum bi min Öllern in de Stuw rintreden, denn kem Bollow örrer Patzig all an, ob ick ehr' nich'n beten helpen künn bi de Aust. Äwer so wiet wier ick doch egen Herr, dat ick segg'n künn: ,,Ne, ick mag nich." Dit Johr freut ick mi gor nich up den'n schönen Nebenverdenst, denn ick süß alle Johr in de Tasch stecken had, denn dat glöwt doch woll kener, dat ick blot ut christliche Lew denn ganzen Dag Rogg'n stakte örrer Weiten uphockt, dat mi de Schweet de Backen dallep, ne, sowiet güng mien Fründschaft to de Bur'n nich, de let ick betahlen, grad wiel ick wüßt, wo gieprig se up jeden Penning wier'n. Dit Johr wier ick lewer in Nistrelitz blewn, wiel – dat toierst heten ded: de Baronin reist ahn Jungfer. Ierst poor Dag' vör de Afreis kreg se Orrer, se süll ehr egen Jungfer mitnehmen. Dit wier – en groten Inpas för uns beid,

denn wi hadd'n uns dat so schön utdacht, recht mal spazier'n to gahn un äwerhaupt uns Frieheit to geneten, denn se set den ganzen Dag in de Neihstuw un prühnt un zutert an de Baronin ehr Kledaschen rüm un in disse Sak kennt de ken Erbarmen. Dat so'n arm Mäken ok mal an de Luft mücht – ach wo – dat wier jo man en Deenstbad, wat wull de mit frisch Luft un Bewegung! Wi hadd'n vör de Näs' en'n lüttem wunnerschönen Goren mit de iersten echten Rosen, den'n wi äwer blot dörch dat Finster segt'n. Hinner dissen Goren leg de Diergoren, in den'n wi dörch en lütt Purt von unsen Goren ringahn kün'n, blot de Sak had'n Haken: ener alleen so as ick künn dat giern maken un ick frög ja ok denn Düwel wat dornah, ob de oll Falk sin Fru örrer Fru Höhning mi nahkeken un denn Koppterbreken deden, wo ick hennwull, äwer mit de Jungfer tosamm örrer se alleen, dat wier woll en grotes Staatsverbreken word'n. Wi hadd'n ja egentlich kenen Minschen to fragen un to schugen un kün'n mit uns Frietied maken, wat wi wulln, äwer dat wier dunn so un ist ok hüt noch nicht anners, dat junge un ok öllere Lüd in gewisse Saken ken Tokieders und ken Tohürers gebruken kan'n. Wi verschöben alls up de Tied, wenn de Baronin ierst weg wier un nu stellt sich de letzten Dag' rut, dat wi uns Plän ümsünst makt hadd'n. De Baronin reist mit de Jungfer af un ick nah Pappeldörp. Hier hew ick denn bet an den Oktober ran ierst in den Aust hulpen, bun'n, uphockt, Kurn stakt un nah Hus führt, bi schlicht Wedder ackeriert un, wenn de Woch üm wier, steck ick mien Geld in de Tasch. So sport ick mi schön poor Gröschen tosamm, de mi bi den Komiss schön topass kamen sünd, un diss gesun'n Arbeit wier mi god, denn körperliche Antsrengung is vör en'n jungen Minschen ümmer de beste Medizin gegen alle Dumheiten, de in'n Leb'n up en'n luren.

Un nu mücht ick tom Schluß von dit Bok noch segg'n, dat mi dat jedesmal, wenn ick wochenlang werrer in Pappeldörp wier un austen hülp, siehr schwer worden ist, werrer nah Nigenstrelitz torügg to führen. Wenn de letzten Dag von min'n Urlaub rankemen, denn halt ick ümmer hoch Luft, wenn de Brewdräg er an uns Hus vorbigüng und ken Orra för mi bröcht. So god ick dat ok bi de Baronin von Mollwitz had, de Dätigkeit in de frie Natur, an de ick von Kindheit an gewennt wier, fehlt mi doch ümmer siehr in Nigenstrelitz, wat ik bi min'n Urlaub in Pappelsdörp ümmer werrer föhlen ded. Ick had mi woll as Scheperjung oft in enen künstlichen Haß gegen de Buren rinner argert un bost, wo ok min Mudder wol ut Lew to ehren Jung öfter en beten mit unnerböten ded, äwer ick hew jedesmal bi min'n Urlaub marken müßt, dat de Haß nicht echt wier. Wenn ick in Pappelsdörp werrer vier Pierd vör den Austwagen had un ick set up de Sadelmähr, knallt mit de Pietsch un bädelt den Weg lang, denn had ick blot noch en Gföhl in mi un dat wier: wenn't doch ümmer so blieb'n wull! Dit Hantieren, wat ick hier däglich werrer üm mi sehn ded, had doch en'n würklichen Zweck, de Welt un de Minschen had'n doch wat dorvon. Dorgegen wier min niege Berop as Dener doch egentlich blot Speelkram. Mi kem dat nu ok nich mihr so vör, as wenn de Buren mit Fliet en'n Höderjung pisacken wull'n, ick segt nu, dat son Jung sülwst Schuld had, wenn he beten scharper anfat't würd, de miersten kennten dat jo gor nich anners un wull'n dat jo ock gor nich anners heb'n. As ick sülben Schap höden müßt, stünn ick up denn Standpunkt, wenn mi wat gegen den Strich güng: de Bur het de Schuld! Nu, wo ick en beten Afstand von de Sak nahmen had, wull mi dat doch schienen, as wenn grad dat Gegendel de Fall wier. Uterdem had ick bi min Austenhelpen in Pappelsdörp ümmer „Familienanschluß", d. h. ick et nich mit de Knecht un Dierns an'n Disch, ick et an den Familiendisch, un hew denn oft sehn un hürt, dat nich alls Gold wier, wat ick as Höderjung dorför ansehen had.

Wenn ick denn würklich werrer nah Niegenstrelitz trügg müßt, hett dat ümmer ne ganze Wiel durt, bet ick mi in den Denerberop werrer rinner fin'n ded un würklich Lust un Lew hew ick seindag nich to dissen Berop hat. Äwer ick müggt binah glöb'n, dat dat man siehr wenig Minschen in de Welt giwt, de mit ehr Schicksal ganz tofreden sünd.

Vor 165 Jahren

Die Ereignisse im Frühjahr 1813, als Mecklenburgs Fürsten – als erste in Deutschland – sich vom Rheinbund lossagten und zum Freiheitskampf aufriefen, sind unauslöschliche Daten in der Geschichte unseres Heimatlandes. Sie sind wiederholt in dieser Zeitschrift herausgestellt worden (vgl. Heft Nr. 38, S. 3–7, Heft 56/57, S. 7–12). Veröffentlicht wurde dort der Aufruf Herzog Carls vom 3. April 1813 über die Einführung der Mecklenburgischen Cocarde blau/gelb/rot. Von befreundeter Seite erhielten wir jetzt den beachtlichen Aufruf zum „Kampfe für die Sache des deutschen Vaterlandes", den Herzog Carl am 2. April 1813 erließ und den wir anschließend in Faksimile wiedergeben.

Von Gottes Gnaden
Carl, Herzog zu
Mecklenburg, Fürst zu Wenden,
Schwerin und Ratzeburg, auch Graf
zu Schwerin, der Lande Rostock und
Stargard Herr ꝛc. ꝛc.

In dem Augenblick, da auch Uns es vergönnet ist, für die Sache des Deutschen Vaterlandes nach Unsern besten Kräften mitzuwirken, berufen Wir mit freudiger Zuversicht auf den deutschen Sinn in Unserm Lande, die jungen Männer desselben zum Kampfe.

Nach dem Wunsche Unserer mächtigen Alliirten, werden Wir ein Husaren-Regiment errichten, und wollen damit ein reitendes Jäger-Corps in eben der Art verbinden, wie solches bey der Königlich Preußischen Armee der Fall ist.

In Bezug hierauf bestimmen Wir wie folget: Alle junge Männer vom 17ten bis zum 30sten Jahr, welche sich freiwillig zum Kriegsdienste stellen wollen, haben sich entweder

bey dem Regiments-Chef Obristlieutenant von Warburg hieselbst,

oder

bey den hiezu ernannten Commissarien, dem Landrath von Oertzen auf Kotelow und Unserm Geheimen Cammerrath von Bassewitz

zu melden.

I. Alle junge Männer, welche sich selbst equipiren, beritten machen, und, so lange sie dienen, außer denen ihnen zu reichenden Portionen und Rationen, selbst erhalten, treten, wenn sie wollen, in das reitende Jäger-Corps ein.

1) Die Hauptfarbe ihrer Uniform ist dunkelgrün, und wird ihnen das Nähere über ihre Uniformirung und Bewaffnung bey ihrer Meldung eröffnet werden.

2) Die freiwilligen Jäger können jedesmal nach beendigtem Feldzuge den Dienst verlassen, jedoch nicht Mehrere zur Zeit, als der sechste Theil des Corps.

3) Das Jäger-Corps wird bey dem Regimente zum Detaschiren, zum Dienst der leichten Truppen u. s. w. gebraucht. Die vorzüglichste Uebung desselben ist, seine Waffen gehörig zu gebrauchen.

Zum innern Dienst in Garnisonen, zu Schildwachen — außer zur Sicherheit des Regiments — wird der Jäger nicht gebraucht, auch nicht zu Arbeits-Commando's, Ordonanzen, Transport- oder Bagage-Commando's.

4) Das Jäger-Corps ist den allgemeinen militairischen Gesetzen unterworfen.

5) Das Jäger-Corps wird von commandirten Officieren und Unterofficieren befehliget, bis es zwey oder drey Monat gedienet hat, demnächst wählt es die Officiere und Unterofficiere selbst aus seiner Mitte, und macht von der getroffenen Wahl der Officiere Uns durch den Regiments-Chef, der Unterofficiere aber dem Regiments-Chef zum Zweck der Bestätigung die Anzeige.

II. Alle junge Männer, welche für das Vaterland zu streiten gesonnen sind, und größere Neigung zum eigentlichen Husarendienst haben, oder sich entweder überall nicht, oder doch nicht in dem ad I. angegebenen Maaße equipiren ꝛc. können und wollen, treten in das Husaren-Regiment ein.

1) der Zeitraum ihrer Dienstverpflichtung ist die Dauer des Krieges.

2) Allen denen, welche sich freiwillig zum Husarendienst gestellet haben, wird vor denen, die des Zwangs bedurft, eine in die Augen fallende Auszeichnung an der Uniform gegeben, und beim Avancement zum Unterofficier

u. s. w., bey gleicher Qualification der Vorzug zugestanden.

So wie es sich von selbst versteht, daß diejenigen von Unsern Hof- und Staatsdienern, oder sonst in öffentlichen Aemtern von Uns angestellten Personen, welche einstweilen als Freiwillige ins Militair einzutreten gesonnen sind, dazu Unsere besondere Bewilligung einzuholen haben, so werden Wir diese Bewilligung ~~ertheilen oder verweigern, je nachdem Wir ermessen, daß das~~ Dienstgeschäft des Nachsuchenden interimistisch durch angemessene Anordnungen anderweitig verwaltet werden kann, oder auch schon eine temporäre Entfernung von Nachtheil für das Ganze seyn und eine Stockung in der innern Administration veranlassen würde.

Allen, denen Wir hiernach die Bewilligung ertheilen können und werden, bleibt nicht nur ihre Anciennität im Dienst vorbehalten, sondern Wir werden ihnen auch Gehalt und Dienst-Emolumente unverkürzt eben so darreichen lassen, als wenn sie hier verblieben wären.

Zu den redlichen Gesinnungen aller hier verbleibenden Staatsdiener haben Wir das Vertrauen, daß sie mit Freuden und Eifer das Geschäft ihrer im heiligen Beruf abwesenden Freunde und Collegen übertragen, und — wo es Alles gilt — auch auf diese Weise thun werden, was an ihnen ist!

Alle, welche nach beendigtem Kriege Versorgung bedürfen, so wie etwa zurückbleibende bedürftige Frauen und Kinder, sollen mit Zuversicht bauen auf Fürst und Vaterland, und die Sorge für sie wird Uns heilig seyn.

Den Streiter für Gott und die gute Sache erwartet Ehre und Ruhm, erwartet der Dank des befreiten Vaterlandes, und was mehr ist, als alles, ein Bewußtseyn, das über jedes irdische Schicksal erhebt!

Neustrelitz den 2ten April 1813.

L. S.

Carl,

H. zu Mecklenburg.

v. Oertzen.

Adolf Friedrich von Schack

Annalise Wagner

Adolf Friedrich von Schack wurde 1815 in Schwerin geboren und starb 1894 nach einem arbeitsreichen und bunten Leben, das angefüllt war mit Reisen und Studien aller Mittelmeerländer, reich an Begegnungen mit unzähligen europäischen Persönlichkeiten.

Er war der Sohn des Rittergutsbesitzers und Bundestagsgesandten Adam R. Chr. von Schack zu Brüsewitz (zwischen Gadebusch und Schwerin). Gegen seinen Willen mußte er nach dem Schulabschluß Jura in Bonn, Heidelberg und Berlin studieren, er belegte aber gleichzeitig auch einige Sprachwissenschaften. Sein Vater wollte einen Diplomaten aus ihm machen, was aber nur zum Teil glückte. Länger als 12 Jahre hat er als Attaché und Legationsrat der Mecklenburgischen Gesandschaft in Frankfurt a. M. und Berlin nicht gearbeitet.

Sein Interesse galt von Jugend an der Literatur und Kunst aller vorderasiatischen, mittelmeerländischen Länder. Seine orientalischen Sprachkenntnisse erweiterte er besonders in Berlin und der Besuch aller Bibliotheken und Archive sowie Museen gehörte zu seiner Allgemeinbildung. Die Weltliteratur der Mittelmeerländer studierte er besonders gründlich und hatte schon sehr früh den Ehrgeiz, sie in den verschiedenen Originalsprachen lesen bzw. sie später in dichterischer Form übersetzen zu können.

Seiner Erzieherin Hedwig Dragendorff verdankte er entscheidenden Einfluß auf den literarischen und musischen Gebieten. Sie führte ihn in die Welt der Märchen und bildenden Kunst, stärkte seinen Sinn für das Dichterische und weckte vor allem auch die Liebe zur Musik in ihm. Schon mit 10 Jahren begann er Trauerspiele und Epen zu schreiben. Den größten Eindruck machte auf ihn Stolbergs Beschreibung der Reise nach Italien, die den Grundstein für die späteren vielen eigenen Auslandsreisen gelegt haben wird.

1838 arbeitete er als Referendar am Kammergericht zu Berlin und nutzte die freie Zeit sehr für vorbereitende Studien zu den ersten Reisen nach Italien und Spanien und den Vorderen Orient. 1865 führte ihn die Reisebegleitertätigkeit bei dem Großherzog Friedrich Franz v. Meckl.Schwerin zum ersten Mal in den Orient. Seine dann jährlich folgenden Studienreisen, besonders nach dem Tode des Vaters, der mit seiner Familie als Legationsrat in Frankfurt a.M. im Ruhestand lebte, forderten ungeheuren Fleiß und große Anstrengungen, um die Literatur der Mittelmeervölker in den Bibliotheken in Spanien, Italien, Griechenland, Persien, der Türkei im Original lesen und auch später übersetzen zu können. „Seine poetischen Schilderungen aus Athen und Rom, aus Rhodos und Indien, aus dem Reich der Pharaonen und von den Wunderwerken maurischer Kunst in Sizilien, Spanien und Arabien sind so gedankenreich, plastisch und begeisterungsvoll, daß man sich schwer vorstellen kann, daß sie von einem norddeutschen Menschen erlebt und in ihrer künstlerichen Schönheit in dichterischer Form dargestellt worden sind." Die Gebr. Hart sagen von ihm: „Es ist, als ob der Dichter an den flammenden Sonnen Spaniens und Persiens seine Phantasie zu heißerem Brande entzündet, als ob er an den schlanken Minaretts der arabischen Kunst, an den Palmen Syriens seinen Blick für klare, lautere Form gebildet und in den endlosen Wüsten des Sinai, unter den Trümmern von Ninive und Persepolis das Weben von Natur und Weltgeist belauscht und nachempfunden habe."

Seine erste publizistische Arbeit waren drei Bände über die dramatische Literatur und Kunst in Spanien (1845/6) und zwei Bände über das spanische Theater (1848). Schon 1851 übersetzte er die persischen Heldensagen des Firdusi, des Homers des

Orients, und andere Dichtungen des Firdusi (3 Bde). Es war eine Meisterleistung in der Übersetzungskunst, die sich würdig neben Voss's Homer und Schlegel's Shakespeares Übersetzungen reiht. Neben all dem literarischen, historischen und ethnologischen Eifer und den vielen Reisen war aber das Interesse für die bildende Kunst der Renaissance, des Altertums und der Gegenwart nicht unterdrückt. Er war ein wahrer Schatzheber der modernen Kunst und der treueste Freund und Förderer moderner Künstler. „Er hat für die Kunst und die deutschen Künstler mehr getan als von seinen sämtlichen deutschen Standesgenossen in Jahrhunderten geschehen ist und die reich gewordenen Kreise der Bourgeoisie bis jetzt in Deutschland getan haben."

Die Diplomatie als Geschäftsträger bei dem Kollegium der Union für Mecklenburg in Berlin gab er mit dem Jahr 1858 auf, er nahm seinen ständigen Wohnsitz in München, um ganz der Kunst, Literatur und Geschichte zu leben. Nach wie vor stand im Mittelpunkt seiner Interessen die dichterische Nachbildung der epischen Kunst des Morgenlandes. Durch seine vielseitigen großen Sprachkenntnisse und Reisen hat er dann auch auf diesem Gebiet Einmaliges geleistet.

In München war er ein gern gesehener und häufiger Gast des kunstliebenden Fürsten König Maximilian II. von Bayern, der es verstand, alle hervorragenden Kulturschaffenden zu Gesprächen an seinen Tisch zu bitten.

Adolf Friedrich von Schack ließ sich nun von dem jungen Architekten Gedon in der Münchener Brienner Straße ein Haus für seine inzwischen großen Gemäldesammlungen ganz im Stil der Renaissance bauen. Schack hatte es verstanden, zeitgenössische Maler zu entdecken, d.h. die noch völlig Unbekannten, wie z.B. Lenbach, Böcklin, Schwind, Spitzweg, Feuerbach, Genelli, und viele andere, in ihren Ateliers aufzusuchen, ihre Freundschaft zu erwerben, ihre besten Arbeiten anzukaufen und ihnen Aufträge zu geben, sie nach Italien und Spanien zu schicken, um die großen Meister (vor allem der Renaissance) für seine Sammlung kopieren zu lassen. So ließ er z. B. Tintoretto, Murillo, Leonardo, Bellini, van Dyck, Tizian, Correggio und andere Meister in ihren besten Arbeiten kopieren. Seine Galerie umfaßte schließlich 86 Werke alter Meister und 188 Werke der modernen zeitgenössischen Maler, die schon zum Teil oben genannt wurden.

1876 wurde er vom Kaiser für seine großen literarischen Übersetzungen und für seine Leistungen als Kunstmäzen in den Grafenstand erhoben. Mit all den zeitgenössischen Malern war er freundschaftlich verbunden, seiner eigenen Gesellschafts-Klasse war er untreu geworden, er stand ganz auf der Seite der Liberalen. Er trat zwar nicht als politischer Kämpfer in den Vordergrund, wohl aber stellte er sich ganz auf die Seite der Verfolgten und Fortschrittlichen. So war er u.a. Augenzeuge von Garibaldis heroischer Verteidigung von Rom und enge Freundschaft verband ihn mit dem Volkshelden der römischen Republik Giuseppe Mazzini. Den kirchlichen Dogmen hatte er den Kampf angesagt. Als 1884 Richard Wagner sein Nachbar in München wurde, war er mit der einzige, der ganz für ihn bei den politischen Anfeindungen eintrat, nicht anders war es bei dem bayrischen Dichter Anzengruber. Bei seinem Fürsten fiel er deswegen in Ungnade und die Freundschaft war dahin. Er zog sich später ganz in seine literarische Arbeit zurück. 28 Bände umfaßt sein Werk, darunter nicht nur Übersetzungen, Romane in Versen, Trauerspiele, politische Lustspiele, erzählende Dichtung, indische Sagen, Gedichte und Epen, auch eine dreibändige Ausgabe der Erinnerungen, die wie ein buntes Buch von Reiseerlebnissen, Begegnungen mit allen großen Persönlichkeiten seiner Zeit, und eigenen weltanschaulichen Problemen jeden Leser fesseln müssen. Sein Werk kam als geschlossene Ausgabe in 10, später in 6 Bänden bei Cotta heraus.

Schack als Dichter ist von vielen nicht erkannt, populär wurde er aber als Kunstmäzen mit seiner Schackgalerie, die seit vielen Jahrzehnten, bald 100 Jahren, Millionen von Kunstfreunden begeistert, erfreut und vertraut gemacht hat mit den Malern des 19. Jahrhunderts.

Die Gebrüder Hart haben ihn m.E. am tiefsten und besten verstanden und ihm in den Kritischen Waffengängen ein verdientes Denkmal gesetzt. ,,Graf Schack gehört zu jenen Lieblingen Gottes, denen es vergönnt ist, die Keime des Großen, die in sie hinein gelegt sind, stetig langsam, geschützt vor Stürmen und Frost, an der Sonnenseite des Erdenlebens ausreifen zu lassen.'' Für sie war Schack kein Poet der Salons oder der Akademie, der unberührt vom Hauche des Jahrhunderts in ihrer Phantasie erstickte. Schack liebte sein Volk, aber er buhlte nicht um die Gunst desselben. Er dichtete, was er dichten muß, nicht was die Mode, die wechselnde, heischt. Er ist formgewandt, seine Rhythmen fließen leicht und biegsam, seine Sprache hat Glanz und Fülle, seine Reime sind klar und tadellos, aber von diesen Reimen wird ein solcher Reichtum echter Gedanken und Gefühle getragen, daß beides, Form und Gehalt ineinander verschmilzt, eins wird und ohne Gefährdung zwischen der Scylla der Formenschwelgerei und der Charybdis der Abstraktion hindurch fährt. Als Epiker ist Schack ein Polarstern, der uns auf neue gute Bahn zu leiten vermag, als Lyriker ist er ein Gestirn unter andern Gestirnen. Er hat das Ideal des modernen und nationalen Dichters verwirklicht: Wahrheit durch realistischen Gehalt, Sittlichkeit durch Erfassung der reinsten, höchsten Ideen, Schönheit durch kraftgesättigte Form, Künstler, Prophet und Führer.''

Wir haben aus seinen Erinnerungen und Aufzeichnungen ,,Ein halbes Jahrhundert'' aus den ersten drei Kapiteln folgende ,,Kindheit in Mecklenburg'' zusammengestellt.

,,Geboren wurde ich zu Schwerin in Mecklenburg im Jahre der Schlacht von Waterloo am 2. August, verbrachte jedoch meine Kindheit und meine ersten Knabenjahre auf dem unfern gelegenen Gute Brüsewitz. Ein großer grünender Park und zwei, von Eichen- und Buchenwald umgebene Seen machen diesen Landsitz zu einem sehr angenehmen Aufenthalt. Das Wohnhaus bestand, wenn es auch umgebaut worden, nach Ausweis alter Zeichnungen schon vor der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und es haben sich einige Teile des unteren Stockwerks, sowie ein unterirdischer Gang noch aus jenen Tagen erhalten. Wenn ich so weit zurückdenke, wie ich vermag, erinnere ich mich noch des Burggrabens, der das Haus umgab, und der Brücke, die hinüberführte. Unter der nahen vielhundertjährigen Eiche, auf der Wiese dahinter und in dem Laubgehölz, welches der schwarze Damm heißt, spielte ich die frühesten Spiele. Meine besondere Liebhaberei war es, Schmetterlingen nachzujagen; ich kannte früh die verschiedenen Arten, und wenn ich eine neue oder seltene gewahrte, machte es mir große Freude. Wie die meisten Neigungen der Kindheit sich durch das spätere Leben forterben, so ist dies auch bei mir der Fall gewesen. Noch jetzt richte ich meine Spaziergänge gerne dahin, wo ich Aussicht habe, viele Schmetterlinge zu sehen, und der Anblick des schillernden Pfauenauges, des bunten Admirals, der mit gelbroten Flügelspitzen prangenden Aurora erregt mir jedesmal lebhaftes Vergnügen. Auch die Eichhörnchen, die in dem Park zu Brüsewitz sehr zahlreich sind, spielen eine große Rolle in der Erinnerung an meine Kinderzeit; wenn eines vor meinen Tritten aufsprang, eilte ich ihm nach, klatschte in die Hände und freute mich, es an den Bäumen hinauf bis in die Wipfel klettern zu sehen.

Die Einsamkeit auf jenem Gute war eine fast absolute. Da damals noch keine Chaussee über dasselbe führte, konnten Besuche von den Nachbargütern nur selten sein, und die Post brachte bloß zweimal wöchentlich Briefe und Zeitungen. In diese Stille trat unerwartet ein Gast, der noch heute, nach so vielen Jahren, lebhaft vor meinem Geiste steht. Es war ein junger Musiker, Otto Nicolai. Aus Ostpreußen gebürtig, hatte er seine Eltern, die ihn zu einem seinen Neigungen widerstrebenden Beruf zwingen wollten, heimlich verlassen und war in der Hoffnung, durch Konzertgeben sein Fortkommen zu finden, von Ort zu Ort bis nach Mecklenburg gewandert. Der Besitzer eines, dem unsern nahegelegenen Gutes nahm sich des jungen Menschen an, den er in hilflosem Zustande in Schwerin getroffen, und führte ihn auch zu uns. N i c o l a i war sehr zufrieden, wie auf anderen Gütern der Nachbarschaft, so auch in B. sich einige Zeit aufhalten zu dürfen, und meinen Eltern war er wegen seines mun-

teren Wesens wie wegen seines vortrefflichen Klavierspiels ein willkommener Gast. Auf uns Kinder machte nicht sowohl sein musikalisches Talent Eindruck als die Geschicklichkeit, mit welcher er allerhand Taschenspielerkünste praktizierte. Besonders imponierte mir eine kleine, durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzte Maus, die er beständig in der Tasche trug und dann unerwartet, zum Schrecken der Anwesenden, auf den Tischen oder am Boden umherlaufen ließ. Da er fast noch wie ein Knabe mit uns spielte, gewannen wir ihn lieb und waren daher sehr betrübt, als er uns plötzlich verließ. Er hätte leicht in Mecklenburg eine Stelle als Musiklehrer erhalten können, zog es jedoch vor, in der weiten Welt einer unsicheren Zukunft entgegenzugehen. Weil ich ihn von der Kindheit her immer im Gedächtnis behielt, erkundigte ich mich später oft nach ihm, vermochte indes keine Nachricht über ihn einzuziehen. Erst nach einer Reihe von Jahren hörte ich ihn als Komponisten der ,,Lustigen Weiber von Windsor'' nennen, die sicher den besten Opern der neueren Zeit sich anreihen. Nicht lange darauf ward mir dann die Kunde seines frühzeitigen Todes.

Es ist wunderbar, wie eigentümliche Geistesrichtungen von der Natur dem Menschen eingepflanzt zu sein scheinen und sich von selbst, ohne Anregung von außen, ja sogar unter hemmenden Einflüssen nur um so stärker geltend machen. So wüßte ich nicht, von wem die Liebe zur Literatur, besonders zur Poesie, sowie auch der Drang zur Erlernung von Sprachen, der Trieb in die Ferne und das Verlangen nach Reisen in mir geweckt worden wären. Um zunächst vom letzteren zu reden, so blickte ich schon sehr früh mit Sehnsucht den Schwalben und den Kranichen nach, wenn sie im Herbst gegen Süden zogen, und träumte von fabelhaften Abenteuern, die meiner in fernen Gegenden unter fremden Völkern harrten. Lebhaft interessierten mich auch Zeitungsnachrichten aus weitentlegenen Ländern. Wenn abends bei meinen Eltern die Berichte über den Aufstand der Griechen vorgelesen wurden und niemand glaubte, daß ich ein Ohr dafür hätte, hörte ich mit gespannter Aufmerksamkeit zu und bewunderte die Taten von Kolokotroni, Nikitas und Kanaris. Ebenso groß war meine Teilnahme für die spanische Revolution, und ich erinnere mich noch, wie viele Tränen ich um Riego weinte, als die Kunde von seiner Hinrichtung eintraf.

In meinem siebenten Jahre nahmen meine Eltern mich zum Badeaufenthalt nach Pyrmont mit, und diese Reise erschien mir wie ein großes Ereignis. Als die niedrigen Hügel des Deister vor mir aufstiegen, blickte ich mit ahnungsvollem Schauer zu ihnen hinüber; ich glaubte, sie müßten wunderbare Geheimnisse bergen. Kaum haben später die Alpen und Pyrenäen einen gleichen Eindruck auf mich gemacht. Noch wichtiger war mir ein paar Jahre nachher ein Aufenthalt im Ostseebad Travemünde. Der Anblick des Meeres riß mich zum höchsten Entzücken hin; ich schlich mich oft allein aus dem Hause fort, um stundenlang am Ufer zu sitzen und nach den fernen Schiffen zu spähen, wie ihre Masten am Horizont auftauchten. Die weite Wasserfläche erfüllte meine Seele mit einem Gefühl der Unermeßlichkeit, das ich bisher nicht gekannt hatte. So oft die Wogen, vom Sturm getrieben, sich heranwälzten, war es mir eine Wonne, mich von ihrem Schaum bespritzen zu lassen; ich beugte mein Haupt vor der heranbrausenden Flut, und wenn sie über dasselbe hinwegschlug, war es mir, als empfinge ich die Weihe des Naturgeistes.

Dem ersten meiner Hauslehrer verdanke ich nicht eben bedeutende, jedoch einige geistige Anregung. Die wichtigste war die, daß er mir eine gewisse Kenntnis von den Naturerscheinungen beibrachte, mich auf den Sternenhimmel hinwies und mich die verschiedenen Gestirne kennen lehrte. Obgleich er sonst wenig poetisch gestimmt war, hatte er doch am Himmel seine Lieblinge, vor allen den prächtigen Orion, den rötlich funkelnden Aldebaran und die matt schimmernden Plejaden. Die Liebe zu diesen Sternen hat sich von ihm auf mich fortgepflanzt. Oft führte er mich zu dem kleinen, hoch gegen Osten blickenden Tempel am Ende der gotisch gewölbten Lindenallee, um mir den Aufgang dieser oder jener Konstellation zu zeigen, und es war eine Art von Sternenkultus, den ich mit ihm trieb. Mein zweiter Mentor hatte zur Zeit des Wartburgfestes studiert und lebte ganz in dem Ideenkreise, in welchem sich damals

die deutsche Jugend bewegte. Er erzählte mir viel von den Befreiungskriegen, von den Opfern an Gut und Blut, die das deutsche Volk gebracht, um seine Unabhängigkeit wieder zu erringen, und fügte dann bitter hinzu, wie wenig ihm von allen seinen Hoffnungen erfüllt, wie schmählich es um die ersehnte Macht und Einheit betrogen worden sei. Wenn dann die Oktoberfeuer zum Andenken an die Schlacht von Leipzig – wie dies damals üblich war – aufflammten, loderte mein Herz in Begeisterung für die Helden jener Freiheitskriege, in Unwillen gegen Diejenigen, die ihnen die Früchte ihrer Siege geraubt, empor. Zugleich ward dies Gefühl in mir geschürt durch die Körnerfeier, die alljährlich in unmittelbarer Nähe meines väterlichen Gutes stattfand. An der Grenze desselben nämlich und durch einen kleinen Spaziergang von dort erreichbar, befindet sich die Stätte, auf welcher Theodor Körner, von einer französischen Kugel tödlich getroffen, niedersank. Der tapfere Dichter, dessen „Leier und Schwert" ich bei Nacht und Tage las, wurde von mir besonders verehrt.

Wenn ich es meinem Hauslehrer danke, daß er das patriotische Gefühl lebhaft in mir geweckt hat, so muß ich auf der andern Seite sagen, daß er wenig geeignet war, mich in die Welt des Altertums einzuführen. Aber nachdem er mich die Anfangsgründe des Griechischen gelehrt hatte, brachte ich es durch eigenen Fleiß bald so weit, daß ich den Homer mit ziemlicher Geläufigkeit lesen konnte. Die Odyssee begeisterte mich mehr als irgend ein anderes Buch, und man mußte mir abends das Licht auslöschen, sonst hätte ich noch bis tief in die Nacht hinein darin gelesen. Ithaka, die Grotte des Polyphem, die Insel der Kalypso einst selbst zu sehen, das Meer zu durchsegeln, auf dem der göttliche Dulder so viele Gefahren bestanden, d e r Gedanke ließ mich erst spät den Schlaf finden.

Wahres Verständnis für mein Seelenleben, für all mein Denken und Empfinden fand ich bei Hedwig Dragendorff, der Erzieherin meiner Schwestern. Dieser ausgezeichneten Frau, die mir seitdem die treueste Freundin geblieben ist und bis heute mit der vollen Wärme des Herzens eine jugendliche Begeisterung für alles Schöne und Edle bewahrt hat, konnte ich anvertrauen, was mein Inneres bewegte und erfüllte. Es waren glückliche Stunden für mich, wenn ich mit ihr in unserem Garten umhergehen durfte. Sie vereinigte Liebe zur Musik und bildenden Kunst, besonders der Malerei, mit einem gleich eingehenden Verständnisse der Poesie und der Literatur im allgemeinen. Für die beiden ersten Fächer war mir damals der Sinn noch wenig erschlossen, obgleich ich es im Klavierspielen zu leidlicher Fertigkeit brachte. Allein die Literatur, und speziell die Dichtkunst, nahm mein ganzes Sinnen in Anspruch, und meinem Bedürfnis, mich über das, was ich gelesen, zu unterhalten, kam Hedwig Dragendorff aufs willkommenste entgegen. In ihr gesellte sich übrigens zur eingehenden Teilnahme für die schwärmerischen Ideen des Knaben eine klare Einsicht in die Lebensverhältnisse, wodurch sie meine Extravaganzen zu mildern und überspannte Pläne, denen ich mich bisweilen hingab, auf das Maß des Vernünftigen zurückzuführen trachtete."

Die Kraniche

Und ich kann es nicht vergessen,
Sie trompeteten Tag und Nacht,
Und immer hat mich ihr Ziehen
Wehmütig und glücklich gemacht.

Im März und im stillen September
Überflogen sie Stadt und See,
Und, ach, ihr Fliegen und Rufen
erweckte mein Fernenweh.

Ich sah die Fernen und Länder,
Vergaß die fliegende Schar –
Und heute quält mich das Sehnen
Nach dem, das einstmals war.

Fritz Hagemann

Meine Lehrer waren „Monarchen"

Goede Gendrich

Wir nannten sie „Monarchen", die freien Herren, die Fürsten eines Landes ohne Grenzen. Sie betrachteten die Welt als ihr Reich, von dem sie meinten, daß in ihm die Sonne niemals untergehe. Sie verehrten die Sonne und liefen ihr nach und waren wie die Vögel und Schmetterlinge; sie sangen und tanzten, als könne kein Sommer jemals enden. Und noch im Herbst glaubten sie, es könne keinen Winter geben.

Sie hießen alle Franz: Franz I, Franz II, Franz III und so fort. Sie trugen ihre Kronen unsichtbar, die Fürsten in der Gestalt von Bettlern und Landstreichern, von Vaganten und Vagabunden. Wenigen nur war es gegeben, die Kronen auf den Häuptern dieser zerschlissenen, fadenscheinigen Gestalten zu erkennen, deren Gesichter doch von der Sonne und vom Regen, vom Staub und von der Straße und nicht zuletzt vom Durst so ungemein ausdrucksvoll geprägt waren. Sie gingen gebeugt unter der Last vieler Jahre, und ihre Hände zitterten in einer fortwährenden Erregung, derer sie doch immer wieder Herr wurden, sobald sie die Flasche an die trocknen Lippen setzten. Wenn sie sich grämsterten und auf die Straße spuckten, bevor sie mit dem borkigen Handrücken den Mund wischten und den Flaschenhals an die Lippen brachten, rasselte es in ihren Lungen, und in ihrem Spucken lag eine ebenso wehmütige wie arrogante Verachtung, die niemals der Erde, auf die ihr Speichel fiel, sondern immer nur den Menschen galt, die über diese Erde gingen.

Sie waren wie die Zugvögel. Mit dem letzten Tag des Herbstes mündete ihre Straße in das Winterquartier, das für einen der ihren in jedem Jahr unser Forsthaus war. „Franz ist wieder da", sagte die Mutter, und es war diese Aussage gleichbedeutend mit der Feststellung, der Winter habe nun begonnen.

Franz ist wieder da! Ich wüßte in meiner Erinnerung keinen Besuch zu nennen, der für mich, den Försterbuben, erregender war als dieser. Welcher Franz aus der uralten Dynastie der Landstraße es auch immer war, mit ihm zog das Abenteuer in unser Haus.

Ich spürte es, wenn ich vom Hof in den Stall trat, wo Franz versonnen auf der Futterkrippe saß und mit den Kühen aufmerksamer als mit seinesgleichen über Geburt und Krankheit, über das Fressen und den Wert eines warmen Stalles sprach. Ihre weichen Mäuler stießen an seine Lumpen, darin der Wald mit dem zarten Modergeruch feuchten Moses, der süße, herbe Duft gemähten Grases, der Regen, der Staub und die Sonne lebten.

Des Abends hockte ich auf der Bretterlade, in der ein Strohsack unter blaukariertem Bettzeug Franz als Lager diente, und wartete, daß er mir von seinem Leben erzählte. Eine Petroleumlampe warf ihren spärlichen Schein auf den ungehobelten Tisch. Franz aß, er tat es schmatzend und am Ende zufrieden rülpsend. Es war großartig, ihm zuzuschauen.

Meine Mutter wäre entsetzt gewesen über die Dinge, die Franz mir erzählte. Alles wurde unter seinen Worten plastisch wie ein Holzschnitt, die Straßen und die Frauen, die Kneipen und die Männer. Niemand trug die Farben so satt auf wie er, niemand verstand es wie er, mit einer leisen Geste seiner rissigen Hand, mit einem nachdenklichen Schweigen, dem härtesten Bild noch einen Hauch von Poesie, der dunkelsten Sünde noch eine Note erheiternder Anmut zu geben. Niemand – außer dem Leben selbst.

Und Franz wurde mir alsbald zum Lehrer. Er fragte und prüfte mich, und ich mußte ihm berichten, was ich im Sommer und was der Sommer an mir getan hatte.

Und wie von ungefähr nahm er ein Bündel Pferdehaar und zeigte mir, wie man es in einem vierfachen Geflecht zu einer unzerreißbaren Angelschnur dreht. Den Haken müsse ich mit einem besonderen Knoten befestigen: „Schau her, so machst du den einfachen Knoten, nun schürzt du ihn nochmals, ziehst ihn langsam zu, und es bildet sich eine 8. Durch ihre beiden Schlaufen steckst du das Ende des Angelhakens, ziehst den Knoten ganz zu und – nun probier es: Der Haken sitzt wie angewachsen an der Schnur."

Die Regenwürmer, so lehrte er mich, müsse ich nicht in der Nacht mit der Laterne oder mühsam im Garten mit dem Spaten suchen, leichter fände ich sie auf den Viehkoppeln unter alten, bereits eingetrockneten Kuhfladen. „Den trocknen Fladen hebst du mit der Forke an, dann stichst du ihre Zinken schräg unter die Kuhscheiße" – Franz sprach das Wort mit der gleichen ernsthaften Selbstverständlichkeit aus wie jedes andere – „und rüttelst leicht und gleichmäßig den Stiel der Forke. Weshalb die Regenwürmer dann aus der Erde schießen? Denk mal nach, Junge! Richtig, sie glauben der Maulwurf sei hinter ihnen her."

Dann erkundigte er sich nach den Krebsen im Schwarzen See und erzählte mir, was er irgendwo im Land den Zigeunern abgelauscht hatte. Vier, fünf Fichtenzweige von der Länge eines Unterarms seien für den Fang nötig, einige Eierschalen und ein zerrissener Frosch. Dazu natürlich ein Bindfaden, der die kreuzweis aufeinandergelegten Zweige zusammenhalte, und einige Steine, mit denen der Fichtenteller beschwert und am Ufer versenkt werde. Weiteres bedürfe es dann nicht, nur noch des Wartens, bis sich die Krebse um die Eierschalen und Froschschenkel versammelt hätten. „Doch mußt du behutsam sein, wenn du den Teller am Bindfaden aus dem Wasser hebst; senkrecht und langsam muß das geschehen, sonst gleiten die Krebse von den Zweigen."

Der Winter war lang, und die Abende hatten viele Stunden, in denen mir Franz aus seinem unerschöpflichen Wissen mitteilte. Während ich am Tage unter der Aufsicht meines Hauslehrers über Cäsars De bello Gallico brütete oder die Lehrsätze des Pythagoras büffelte, wartete ich ungeduldig auf den Abend und auf den, wie ich meinte, besseren Lehrmeister. Nicht gänzlich zu Unrecht betrachtete ich den Hauslehrer als einen Mann, der draußen in der Wildnis mit seinen Lehrsätzen kläglich scheitern würde. Der „Monarch" hingegen. . . ! Ich brauchte die beiden nur anzuschauen, den jungen unbedarften Großstädter und den in Lumpen gehüllten alten Fürsten der Landstraße, um zu wissen, wer von ihnen allein im Stande war, das Leben auch im Elend fröhlichen Herzens zu fristen.

Gewiß glich kein Franz dem anderen und kein „Monarch", der unserem Hause die Ehre gab, dem nächsten; in der Erinnerung aber verschmelzen sie zu einer einzigen Persönlichkeit, deren Größe über jeden Zweifel erhaben war. Sie alle standen dem Leben so nahe, daß sie in ihrer Unmittelbarkeit zum Leben geradezu mit ihm verschmolzen.

Während ich den Hauslehrer in den Bereich der Theorie verwies, gestand ich, in der Kompromißlosigkeit meiner Jugend, der Praxis der „Monarchen" eine Tiefe zu, die mir ungleich mächtiger erschien als der kühnste Gedankenflug der Theoretiker. Dennoch – sie, die „Monarchen", lehrten mich beizeiten, das Primitive als etwas aus dem Ursprünglichen Herrührendes zu betrachten, dem noch der Geruch der Erde und die Unmittelbarkeit des Menschen zu ihr anhafteten.

So gut es auch war zu erfahren, wie man einen Nagel durch ein Brett treibt, ohne es zu spalten, und welches Stroh man in welcher Drehung zum Ausflechten des Jagdwagens verwendet – wertvoller und beglückender aber war es, sich die Dinge untertan zu machen, sie zu beherrschen und damit das Leben zu meistern. Und was gehörte schon dazu?! Blickte ich auf Franz, so waren ein Messer und eine Flasche dafür ausreichend. Alles andere boten der Wald und die Quellen in ihm. Mit dem Messer schnitt er am Morgen die Rute für den Fischfang und am Abend die Zweige für ein

primitives Dach, am Bach füllte er die Flasche für die durstigen Strecken des Tages.

Betrachte ich es recht, so nahm mir Franz die kreatürliche Angst vor dem Leben, vor dem Dschungel des Daseins. Die Gewißheit, notfalls das Leben mit einem Messer und einer Flasche fristen zu können, ist wie eine Burg, die niemand niederzubrennen vermag und von der aus wir immer wieder ins Leben hinausziehen können.

Wenn die Enten reihten und die Schnepfe strich, verließen die „Monarchen", von der Unruhe des Frühlings und ihrer Herzen gepackt, unser Haus. Manchmal gingen sie heimlich und ohne Gruß davon, manchmal stritten sie um den Lohn und gröhlten betrunken von der Straße zum Forsthaus herüber, immer aber nahmen sie von mir Abschied, und das Herz wurde mir schwer.

Noch steht mir das Bild des letzten Fürsten der Landstraße, Franz IV, vor Augen. Durch die blinden Scheiben des Fensters fiel das Sonnenlicht in einem hellen Balken durch die Dämmerung des Stalles auf meinen Schulatlas. Mit seinem breiten, von schmutzigen Riefen zerfurchten Finger glitt Franz auf der Karte über die norddeutsche Tiefebene und fuhr dann ohne Schwierigkeiten im Süden über die schneebedeckten Alpen. Mit brennenden Augen, vom Fernweh gepackt, folgte ich dem Weg, den Franz zu gehen im Begriff war. Und als er mich bat, ihm die Karte zu überlassen, riß ich ganz Europa aus seinen Angeln.

„Und wenn es dein Vater merkt?" fragte Franz.

„Ich werde ihm die Wahrheit sagen. Ich glaube, er wird mich verstehen."

Dann standen wir am Hoftor, Franz, der Hütehund und ich. Und als Franz gegangen war, da fielen meine Tränen in das Hundegesicht, in dem der ganze Jammer über den Verlust eines guten Freundes stand.

Fröhlich das Leben zu fristen, lehrten mich die Fürsten der Landstraße. Stinken auch die Lumpen auf ihrem Leib, riecht auch ihr Atem nach Fusel und beugen auch Laster und Sünden ihre Seelen, ich liebe sie, denn sie sind Menschen wie du und ich, und glaube mir: sie sind es unmittelbarer als wir, denn in ihnen lebt noch die Kreatur.

Heinrich Seidel – „ein Gemüt wie lauteres Gold"

Annalise Wagner

Wir wollen hier den Lebensphilosophen und fröhlichen Kleinmaler mecklenburgischer Menschen in ihrem kleinbürgerlichen Alltagsleben zu Wort kommen lassen, denn er überstrahlt mit seinem Humor die schlichten Tage der Menschen, die zu unserer Umwelt gehören. Es ist nicht übertrieben, wenn wir Heinrich Seidel neben Wilhelm Raabe, Wilhelm Busch und Fritz Reuter stellen. Seidel hat sich niemals über die Grenzen seines Talents hinaus gewagt, das in „Lebrecht Hühnchen" seinen Höhepunkt erreichte. So ist sein Gesamtwerk so geschlossen und einmalig charakteristisch für ihn geworden.

„In der Zeit dreier guter roter Dinge, der Rosen, der Erdbeeren und Krebse" wurde Seidel, wie er selbst schrieb, am 25. Juni 1842 in dem Gutsdorf Perlin bei Wittenburg als Sohn eines Pfarrers geboren. Mit dem 9. Lebensjahr hörte seine erste glückliche Dorfkindheit auf, weil sein Vater die Pfarre an der Nikolaikirche in Schwerin übernahm. Nach Beendigung des Gymnasiums ging Seidel auf die Gewerbeakademie Berlin, um Ingenieur zu werden. Vorerst aber war er vier Jahre praktisch an Amboß und Schraubstock in den Güstrower Maschinenfabriken bei Kähler und Brockelmann tätig. Über den Zeichnungen seiner eisernen Brückenbogen vergaß er aber nicht in die Wolken zu schauen, dem Lerchengesang zu lauschen und an das geliebte Bild der Kiefernwälder in abendlicher Sonnenbestrahlung zu denken. Die Großstadt Berlin wurde dann das nächste Ziel seiner Berufsausbildung. 1868 trat er in die Maschinenfabrik Wöhlert ein: Brückenbau, eiserne Dächer, hydraulische Hebevorrichtungen wurden von ihm konstruiert. So baute er in Berlin u. a. die großen Bahnhofshallen des Anhalter und Stettiner Bahnhofs, Unterführungen einzelner Berliner Straßen und Schiffahrtskanäle (Hallesches Ufer und Yorkstraße) und große Hallendächer waren vor etwa 100 Jahren kühne technische Leistungen.

Seit 1880 lebte Seidel dann als freier Schriftsteller in Berlin in einem Landhaus in Gr. Lichterfelde, wo er 1906 für immer die Augen schloß.

Selbstverständlich wurde Seidel auch Mitglied der bekannten literarischen Vereinigung des „Tunnels', dem alle bekannten Berliner Dichter und Schriftsteller z. Z. angehörten: Fontane, Alexis, Saphir, Heyse, Kugler, Wilbrandt, Eggers u.a.

Seidels Hauptwerke sind: „Lebrecht Hühnchen", „Von Perlin nach Berlin" und die reizenden Vorstadtgeschichten sowie seine Heimatgeschichten. Nicht zu vergessen die biographische Geschichte von „Reinhard Flemmings Abenteuer". In seinen Kinderliedern und Märchen hat sein geliebter Jugendbegleiter Robert Reinick sicher Pate gestanden. Gerade als Kinderlieddichter ist er wie sein lieber Freund Johannes Trojan sehr bekannt geworden.

Als eifriger Sammler verschiedener Naturalien hat Seidel sich große Kenntnisse von allem, was da kreucht und fleugt, erworben, und große Liebe zur Natur, seine anregende Beobachtungsgabe spiegeln sich in all seinen Geschichten, Märchen und Erzählungen wider.

Sein gesammeltes Werk erreichte bis 1903 17 Bände, ist aber später in 5 Bänden zusammengefaßt erschienen. Wir haben hier einige Seiten aus seiner Kindheit zusammengestellt. Sie sind den Erinnerungen „Von Perlin nach Berlin" auf Seite 278–300 entnommen und befinden sich im ersten Band seiner Erzählungen. Auch hier begegnet uns sein liebenswürdiger Humor gepaart mit optimistischer Weltanschauung.

„Wie alle Erstgeborenen war ich natürlich ein unbegreifliches Wunderkind und zeigte Eigenschaften, die man kaum jemals, solange die Welt steht, an einem Geschöpfe so zarten Alters in solcher Vollendung zu bemerken Gelegenheit hatte. Zwei von diesen Geistesblitzen, die etwa aus meinem zweiten Jahre stammen, sind mir später oft erzählt worden. Auf die Frage: „Wo ist Papa?" hätte ich stets geantwortet: „Hinnen löppt'e!" Ferner: hätte ich einen Topf, einen Teller oder sonst etwas zerschlagen, so hätte ich mich nachdenklich vor die Trümmer gestellt mit der verwunderten Frage: „Wen hett dat dahn?" und dann mit großer Bestimmtheit selbst geantwortet: „Dat hett ik dahn!" Man sieht aus diesen wenigen erhaltenen Beispielen, daß auch meine nächsten Vorfahren nicht frei waren von jener lieblichen Milde und rührenden Anspruchslosigkeit den Geistesäußerungen ihres Erstgeborenen gegenüber, die fast allen jungen Eltern zur freundlichen Zierde gereichen soll.

Meine erste wirkliche Erinnerung stammt aus dem Anfang meines vierten Jahres und hat es mit einem beträchtlichen Gegenstande zu tun, einem Elefanten nämlich, der damals in einer benachbarten kleinen Stadt für Geld gezeigt wurde. Viel mehr aber als das unförmliche ausländische Ungetüm erfreute mich ein kleines Pony, das dem Elefanten unter dem Bauche und zwischen den Beinen durchlief und ihm zugesellt war, wie dem mächtigen Falstaff der winzige Page, um gegen ihn abzustechen. Ich glaube, es war bei dieser selben Gelegenheit, wo sich mir ein zweites kleines Erlebnis für die Dauer eingeprägt hat. Die städtischen Straßenjungen waren ein Geschlecht, das ich mit einem Gemisch von Grauen und Hochachtung zu betrachten gewohnt war. Die außerordentliche Sicherheit ihres Auftretens, die edle Frechheit, mit der sie mich besahen und Kritik an mir übten, die großartige Überlegenheit, die sich in allen ihren Reden und Handlungen kundgab – ich hatte gesehen, daß sie sogar die Macht des Gesetzes nicht achteten und einen Polizeidiener verhöhnten – kurz, alles dies erzeugte in mir eine achtungsvolle Scheu, die mit einiger Furcht durchtränkt war. Als ich nun mit meinen Eltern an einem Wassergraben entlang zu irgendeinem Festplatze ging, kam ein echter Vertreter dieser Gattung, die Hände in den Hosentaschen und die Mütze im Nacken tragend, an uns vorüber. Da ich nahe an der Kante des Grabens ging, sagte er im Vorbeigehen zu mir mit einem Wohlwollen, das ich diesem gehärteten Geschlecht von jugendlichen Heroen niemals zugetraut hätte: „Du, fall man nich in'n Graben." – Diese Herablassung hob und rührte mich zugleich, und obgleich ich diesen Jüngling nie wiedergesehen habe, so habe ich ihm seinen Edelmut doch niemals vergessen. Noch jetzt ertappe ich mich manchmal bei den Gedanken, daß ich wohl wissen möchte, was aus ihm geworden ist. Wäre er ein Schuster geworden, so würde ich meine Stiefel bei ihm machen lassen.

Da ich entschlossen bin, mich in diesen Blättern der Wahrhaftigkeit zu befleißigen, so will ich auch eine Geschichte nicht verschweigen, obwohl ich wenig Ruhm, sondern nur das Gegenteil dadurch gewinnen kann. Mein Vater hatte eine Zeitlang große Not, seine geliebten Blumenbeete vor meinen jungen Geschwistern Werner und Frieda zu schützen. Diese kleinen Berserker hatten sich gewöhnt, alles abzureißen, was ihnen vor die Finger kam, und hatten so oft Strafe dafür bekommen, daß sie endlich anfingen, durch Schaden klug zu werden. Als wir uns nun einmal an einem schönen Frühlingsabende alle drei in der Nähe eines schönen Hyazinthenbeetes befanden, da plagte mich der Teufel, daß ich niederhockte und mit der Hand eine stattliche Hyazinthe hin und her wackelte, als wollte ich sie pflücken. Kaum sahen die beiden Kleinen, was der große Bruder tat, so erwachten die mühsam unterdrückten Instinkte in ihnen aufs neue, sie stürzten sich jauchzend auf das Blumenbeet und rissen sich ganze Hände voll der schönsten Hyazinthen ab. Ich aber ging sofort hin und klänte sie an, wie man in Mecklenburg sagt, oder wie der Berliner sich ausdrückt: ich petzte. Bei dem nun folgenden peinlichen Verhör fielen höchst bedenkliche Streiflichter auf mich, und die ganze Schändlichkeit meines heimtückischen Verfahrens kam heraus. Ich erinnere mich noch ganz genau der peinlichen Spannung, die mich beherrschte, während die nötigen Knöpfe an dem hinderlichen Kleidungsstücke gelöst wurden, und als nun im Angesicht der sinkenden Frühlingssonne ein furchtbares

Strafgericht über mich hereinbrach, war ich fest davon überzeugt, dies vollkommen verdient zu haben.

In Perlin verblieb mein Vater bis zu meinem neunten Jahre, bis Anfang 1852, und diese Zeit erscheint mir in meiner Erinnerung als die eines ungetrübten Glückes. Der Ort war aber auch ein richtiges Kinderparadies. An das neu erbaute geräumige Haus schloß sich ein großer Garten mit unzähligen Obstbäumen und Beerensträuchern. Er enthielt viele Lauben und dichte Gebüsche, in denen man einsam hausen und Robinson und Einsiedler spielen konnte, und in der Nähe des Hauses bildete er einen Winkel, die sogenannten Kapellenecke; hier schloß sich unmittelbar, nur durch eine niedrige Feldsteinmauer getrennt, der Kirchhof an, wie eine Fortsetzung des Gartens. Ich betrachtete ihn auch so und spielte gern zwischen den verwilderten Gräbern und unter den riesigen Linden an seinem Eingange und stieg gar oft auf den alten, grau bemoosten Glockenstuhl neben der Kirche, um die Glocken zu bewundern, die für mich etwas von lebenden Wesen hatten. Die kleine Landkriche war aus Findlingsblöcken und Ziegeln von großem Format erbaut und an den gotischen Fenstern ihres Chores nisteten Hunderte von Schwalben, deren kugelige Nester die Linien der Architektur begleiteten, und deren unablässiges Ab- und Zufliegen, Schwirren und Schrillen mir noch heute vor Auge und Ohr steht.

Ich hatte von Kind an einen Hang zum einsiedlerischen Leben und erinnere mich nicht aus jener Zeit an viele Gespielen unter den Dorfkindern. Nur eines flachshaarigen Jungen gedenke ich, der mich, als ich etwa acht Jahre alt war, an einem kühlen Herbsttage dazu verführte, barfuß zu gehen, wie er, und dabei aus einer Schilfrohrpfeife Kartoffelkraut zu rauchen. Als ich nachher mit großer Begeisterung von diesen mannhaften Taten erzählte, ward der Umgang mit diesem Jünglinge eingeschränkt. Ich weiß nicht, ob dieser derselbe war, der mir einmal eine Schilderung von einer Delikatesse entwarf, die er sich in einer Stunde ausschweifender Phantasie als das Höchste ausgemalt hatte: ,,Denk di mal," sagte er, ,,ierst Brot, äwer nich tau dick, un denn fett Bodder up, un dor Speck up, un up den Speck Pannkoken, un denn werre Bodder un denn werre Speck un denn werre Pannkoken, un noch'n poormal so – ik segg di, Paster-Heinerich, dat smeckt fein." Nun, das glaubte ich schon, aber daß er solchen kostbaren und verwickelten Leckerbissen schon einmal erhalten hätte, wie er mir einreden wollte, das bezweifelte ich ein wenig, obwohl er schwor: ,,Dei Hahn sall mi hacken, wenn't nich wohr ist."

Ich lernte früh lesen und benutzte diese Kenntnis, um den Inhalt jedes Buches, das ich bekommen und bewältigen konnte, mit einer wahren Gier zu verschlingen.

Mehr noch als alles andere trug dazu bei, meine schon sowieso leicht bewegliche Phantasie anzuregen, eine unverheiratete Schwester meines Vaters, Tante Therese, die mit ihrer Mutter in dem benachbarten Städtchen Wittenburg wohnte und uns alljährlich in Perlin besuchte. Sie hatte eine besondere Gabe zu fabulieren, und auf unseren Spaziergängen lebten wir stets in irgendeiner erträumten Welt. Ich erinnere mich, daß wir einmal, während die untergehende Sonne durch die Bäume schien, in einem kleinen Wäldchen auf gefällten Stämmen saßen. Natürlich befanden wir uns nicht an einem Orte, der nur eine halbe Stunde von dem mecklenburgischen Kirchdorfe Perlin entfernt war, sondern ganz woanders, in dem ungeheuren amerikanischen Urwald nämlich. Denn wir waren Ansiedler und berieten uns sehr sorgfältig, wie wir unser Blockhaus bauen und was wir in unserem Garten pflanzen wollten. Das wunderliche Phantasieleben, das wir miteinander führten, habe ich in meiner Erzählung ,,Der schwarze See" ausführlicher dargestellt. Meine Tante wußte eine Menge Geschichten zu erzählen, die sie gelesen, erlebt oder erdacht hatte, und da ich mit dergleichen nicht zu sättigen war, so kann man sich denken, wie ich an diesem Borne sog.

Am besten gefiel uns, daß wir von den Schloßbewohnern in jedem Jahre nach Weihnachten zum Plündern des Tannenbaumes eingeladen wurden. Der gräfliche Tannenbaum trug natürlich ganz andere Wunderdinge als der unsere, der außer mit

Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen nur noch mit etwas billigem Naschwerk und mit einigen großen Zuckerpuppen behangen war. Diese Puppen von solider Bauart aus festem weißen Zucker, farbig bemalt und geziert mit köstlichen goldenen und bunten Flittern, die gleich Edelsteinen glänzten, gibt es jetzt auch nicht mehr. Sie waren kostbare Stücke, wurden gleich Heiligtümern verehrt und jedesmal nach Weihnachten in die Sekretärschublade gelegt und für das nächste Fest aufbewahrt. War man sehr artig gewesen, so konnte man sie auch in der Zwischenzeit einmal besehen. So hatten sie schon viele Jahre ehrenvoll gedient. Wir Kinder aber wurden älter und ruchloser und an einem Weihnachten wurden sie, als sie noch am Tannenbaum hingen, angebissen und ihnen die Erde abgegessen, auf der sie standen, wodurch die kleinen Stöcke zum Vorschein kamen, die gleichsam ihre Knochen bildeten und ihnen ihren sittlichen Halt verliehen. Wir mochten uns wohl sagen, daß, da ihr Beruf darin bestand, zu hängen, ihnen diese Erde nicht von wesentlichem Nutzen sein konnte. Außerdem war sie von besonders dickem Zucker und sehr wohlschmeckend. Durch dieses Verfahren jedoch wurden diese Puppen in ihrem Aussehen so grausam geschändet, daß ferner mit ihnen kein Staat mehr zu machen war. Sie wurden nach der Plünderung des Tannenbaumes uns überantwortet, und wir verzehrten den langjährigen Zucker mit vielem Behagen.

Was nun meinen Bildungsgang in dieser Zeit betrifft, wenn man ein so pomphaftes Wort für eine so einfache Sache anwenden darf, so lernte ich, wie schon gesagt, früh lesen. Ob bei meiner Mutter oder bei Küster Sandberg, weiß ich nicht mehr, aber die Dorfschule habe ich in der ersten Zeit besucht. Zur Schule mußte ich über den Kirchhof gehen. Sie befand sich in einem alten Hause mit Strohdach. Zuerst kam man auf einen schwarz geräucherten Flur, wo sich der Herd befand und durch die geöffneten Oberflügel der Haustür der Rauch ging und die Schwalben aus und ein schossen. Rechts war das Schulzimmer und links die Wohnstube des Küsters Sandberg. Hatte mich dieser einmal gestraft, was wohl vorkam, denn für das Lernen in der Schule habe ich in meinem ganzen Leben kein Talent gehabt, so nahm er mich nach Schluß der Stunde regelmäßig mit in sein Zimmer. Dort standen auf einer Kommode einige Schautassen und aus der einen davon erhielt ich dann ein ganz kleines Stück Kandiszucker, ob als Äquivalent für die ausgestandene Strafe oder damit ich zu Hause nichts sagen sollte, weiß ich nicht.

Wir hatten einige Pensionäre, die mein Vater unterrichtete und später nahm ich auch an solchem Unterricht teil. Zuletzt wurde zur Aushilfe ein Seminarist als Lehrer angestellt, und ich erinnere mich sehr genau, wie dieser kleine, freundliche junge Mann bei uns eintraf. Ich war natürlich dabei, als er seinen Koffer auspackte, und interessierte mich für jedes neue Ding, das da zum Vorschein kam. Endlich holte er einen länglichen, in Papier gewickelten Gegenstand hervor, wickelte ihn aus, und siehe da, es war ein Ende spanischen Rohrs. Du liebe Zeit, in der Umgebung wuchsen ja unzählige Haselbüsche, aber er hatte wohl gedacht, jeder richtige Mann führt sein Handwerkszeug bei sich. Als er den Stock beiseite legte, sagte er mit freundlichem Lächeln zu mir: „Nun, den werde ich wohl nie brauchen." Trotz dieser liebenswürdigen und optimistischen Äußerung betrachtete ich das Erziehungsinstrument mit Mißtrauen, und etwas wie dunkle Zukunftsahnung rieselte mir den Rücken entlang.

Ich war schon über neun Jahre alt geworden und eines Morgens gerade beschäftigt, schwarzes Brot in meine heiße Milch zu brocken, als mein Vater das Wort ergriff und uns mit bewegter Stimme mitteilte, wir würden nun bald Perlin verlassen und nach der Residenzstadt Schwerin ziehen, da er dorthin an die Nikolaikirche berufen worden sei. Obgleich sonst Kinder alles Neue mit Jubel begrüßen, so ergriff mich doch wohl der Ton, mit dem der Vater dieses vorbrachte, so daß einige Tränen in meine heiße Milch fielen. Auch später dachte ich nicht mit Freude an diese Übersiedelung, denn es ward mir bald klar, was wir verlieren würden, ohne Ähnliches dafür einzutauschen. Dort würden wir keine Kühe haben, keine Schweine, Gänse und Enten, höchstens einige Hühner. Auch unsere beiden hübschen Litauer Pferdchen, Peter und Liese, mußten verkauft werden, und ich konnte dann nicht mehr mit dem Va-

ter über Land fahren, fremde Pastoren und Gutsherren zu besuchen und allerlei Abenteuer zu erleben. Nun erschienen mir alle die kleinen Annehmlichkeiten, die das Landleben bietet, in glänzendem Lichte. Es gab so vieles, von dem man Abschied nehmen mußte, aber am meisten tat es mir doch leid um unseren schönen großen Garten, wo ich jeden Baum und jeden Strauch persönlich kannte und in jedem Winkel zu Hause war. Welch ein Füllhorn köstlicher Gaben war er aber auch für uns. Die Stachelbeeren, die er bot, waren von uns vier Kindern nicht zu bewältigen, und in guten Jahren streute er so viele rote und gelbe Pflaumen aus, daß sie waschkörbeweise an die Schweine verfüttert werden mußten, weil dergleichen Obst in der abgelegenen Gegend gar keinen Wert hatte. Manche Bäume erntete ich ganz allein ab, weil sich niemand um sie kümmerte. Am meisten schätzte ich aber die Früchte, die bei der Ernte an den Bäumen vergessen oder übersehen wurden, dort vollständig ausreiften und dann nach und nach einzeln von selber abfielen. Diese erschienen mir immer ganz besonders köstlich und wohlschmeckend.

Zur Zeit der Obsternte baute ich mir dann aus Ziegeln und Brettern in einem abgelegenen Gebüsch sogenannte „Muddelkisten", wo ich wie ein Geizhals meine Schätze aufspeicherte. Unser Garten grenzte an zwei Seiten an den Schloßpark und dort war an dem ganzen Reisigzaune entlang Gebüsch gepflanzt, darunter viele mächtige Haselnußsträuche, die ihre Zweige zu uns herüberstreckten, und im Herbst war es dann ein köstlicher Sport, die abgefallenen Nüsse aufzusuchen, die sauber, braun und glänzend zwischen dem welken Laube lagen. Welch eine Fülle von kleinen Freuden bot uns nicht der Lauf des Jahres auf dem Lande, aber es half nicht, von alledem mußten wir Abschied nehmen, und kurz vor unserer Abreise ward sogar Phylax verschenkt, unser getreuer alter Haushund, mit dem ich aufgewachsen war. Ein befreundeter Pastor wollte ihn an sich nehmen und kam in einer Glaskutsche, um ihn abzuholen. Aber kaum hatte man den Hund hineingelockt und die Tür geschlossen, so sprang er auch schon mit einem mächtigen Satze durch die klirrende Glasscheibe wieder hinaus und außer sich vor Freude über seine Befreiung an uns in die Höhe. Aber es half ihm nichts, er wurde in einen Sack gesteckt und mußte trotz seines jammervollen Gewinsels doch mit. Es war herzzerreißend. Man hat das treue Tier in dem neuen Wohnorte an die Kette gelegt, weil es sonst nicht geblieben wäre, und dort ist es bald aus Gram gestorben.

An einem Tage, da der Regen unablässig vom Himmel strömte, ward der Umzug bewerkstelligt, und von nun ab tat sich eine neue Welt vor mir auf. Aber die alte vergaß ich nie, ich hatte lange Heimweh nach ihr, und noch jetzt gedenke ich ihrer, wer weiß wie oft.

Hold Erinnern schwebt mir vor,
Wie um Fensterbogen,
An dem alten Kirchenchor
Tausend Schwalben flogen.

Schwalben rings ohn' Unterlaß
In den Lüften wiegend,
Wo ich schöne Märchen las
Zwischen Gräbern liegend.

Jene grüne Einsamkeit
Ist schon lang versunken,
Wo ich in der Kinderzeit
Poesie getrunken.

Doch, wenn heut die Schwalben schrein,
Die im Licht sich schwenken,
Meiner Kindheit Morgenschein
Muß ich still gedenken.

Denn die Sehnsucht dauert fort
Nach der Jugend Räumen,
Und noch immer wandl' ich dort
Nachts in meinen Träumen.

Daß ich schon vor meinem zehnten Jahre den kindischen Versuch machte, Trauerspiele und epische Gedichte zu schreiben, führe ich nicht als Merkwürdigkeit an; ich glaube, daß manche Knaben, und sogar Mädchen, das Gleiche tun. Meine Lieblingslektüre bildeten neben Homer besonders Schillers Jugendgedichte und dessen Räuber, sodann Goethes Götz und Werther.

Eines meiner Lieblingsbücher war Tausend und Eine Nacht und ich fühlte mich im Geiste mehr heimisch in Bagdad, als im Lande Mecklenburg. Dieses Buch hat unstreitig zuerst in mir den Trieb nach dem Orient erregt. Ein Werk, das mich viel beschäftigte, war ferner Stolbergs Reise in Italien, die ich noch jetzt sehr schätze und nicht umhin kann, derjenigen von Goethe vorzuziehen. Durch sie wurde die Sehnsucht nach dem Süden in mir erweckt, und ich begann für mich allein aus Grammatik und Lexikon italienisch zu lernen, um mich für die Reise über die Alpen, die ich gern sogleich angetreten hätte, vorzubereiten.

Als ich in meinem dreizehnten Jahre stand, und mein Vater zum Bundestagsgesandten ernannt wurde, siedelten wir nach Frankfurt am Main über. Da ich fast ganz in der ländlichen Einsamkeit aufgewachsen war, machte die neue Welt, in die ich so eintrat, einen mächtigen Eindruck auf mich.

Von der Fahrt ist mir besonders ein Moment lebhaft im Gedächtnis geblieben. Wir kamen abends in der Dunkelheit in Weimar an, und schon am folgenden Morgen früh sollte wieder aufgebrochen werden. Meine Eltern waren nicht geneigt, während dieser kurzen Zeit den Gasthof zu verlassen. Allein ich hatte keine Ruhe und ging, von einem Bedienten begleitet, um das Haus Goethe's zu sehen. Die Straßen waren schlecht erleuchtet, und die Wohnung des greisen Dichters tauchte nur eben in ihren Umrissen aus dem Dunkel hervor. Einzig ein Fenster im oberen Stockwerk war erhellt, und der Diener versicherte, dort sei Goethe's Arbeitszimmer. Ich stand wie festgewurzelt da und wurde nicht müde, hinaufzuschauen. Obgleich es recht winterlich kalt war und mir die Hände starr wurden, entschloß ich mich erst zum Fortgehen, als das Licht erlosch. Bis dahin hatte ich gedacht, der große Mann würde sich vielleicht dem Fenster nähern, so daß ich ihn sehen könnte. Letzterer Wunsch ist mir auch später nie erfüllt worden, denn ein paar Jahre nachher starb er.

Mit schwerem Herzen mußte ich jedoch bald von Frankfurt scheiden, da ich die ehemals berühmte Lehranstalt in Halle, das Pädagogium, besuchen sollte. Mein Vater reiste selbst mit mir und brachte, nachdem er mich auf der Schule installirt, noch eine Woche in Halle zu, wo er selbst einen Teil seiner Jugend verlebt hatte. Er traf jetzt, mit einigen seiner Freunde und Bekannten aus früheren Jahren dort zusammen. Unter diesen befand sich auch Ludwig Achim von Arnim. Derselbe war, wie ich glaube, während seines Lebens als Schriftsteller wenig bekannt geworden. Erst nach seinem Tode, der schon ein Jahr nach dem hier in Rede stehenden Zeitpunkt eintrat, wurde infolge des hohen Lobes, das ihm Heine in seiner „Romantischen Schule" spendete, sein Name häufiger genannt. Mein Vater hing mit persönlicher Freundschaft an ihm, hatte mir viel von ihm erzählt, pflegte jedoch, wenn ich nun begierig mehr von dem Dichter Arnim und seinen Werken hören wollte, zu sagen, derselbe sei ein vortrefflicher Mensch, aber ein recht schlechter Poet.

Auf dem Pädagogium lebte eine große Menge von Knaben und jungen Leuten. Wenn die anderen Jungen zur Zeit der Freistunden unter alltäglichen, mir widerwärtigen Gesprächen im Garten umhergingen oder sich bei lärmenden Spielen vergnügten, zog ich mich in die Einsamkeit zurück und spähte von einer Anhöhe in dem entlegensten Teil des Gartens in die Ferne, während ich mir Flügel wünschte, um davonzufliegen. Dabei machte ich tolle Projekte. Einmal dachte ich nach Hamburg zu

fliehen und als Matrose nach Amerika zu gehen; ein anderes Mal beabsichtigte ich, mich nach Polen, für dessen Aufstand ich schwärmte, zu begeben und in das Revolutionsheer einzutreten. Je mehr ich mich von der Umgebung zurückgestoßen fühlte, desto mehr nahm meine Extravaganz zu. Oft kletterte ich heimlich über die Gartenmauer und schweifte stundenlang in den Feldern und an den Ufern der Saale umher. Je länger ich auf dem Pädagogium ausharren mußte, desto unerträglicher wurde mir der Aufenthalt. Wegen der, Halle bedrohenden, Cholera beriefen mich meine Eltern zu sich an den Main; ich atmete frei auf, als mir die Saalestadt im Rücken lag, und nun begann im schönen Frankfurt für mich eine glückliche Zeit. Zum ersten Male genoß ich volle Freiheit und hatte nur Unterricht in einigen meiner Lieblingsfächer. Unter dem Druck der Verhältnisse war in Halle meine Neigung zu den Studien erstickt worden; sie flammte jetzt um so mächtiger wieder in mir empor, und ich gab mich ihr mit wahrer Leidenschaft hin. Wenn ich dachte, wie viel Herrliches die verschiedenen Zeiten und Völker geschaffen hatten, was ich erst zum Teil oder gar nicht kannte, war mir, als stünde ich noch als Knabe vor dem Weihnachtsbaum und sähe eine so reiche Fülle von Gaben vor mir ausgebreitet, daß ich ungewiß blieb, zu welcher ich zuerst greifen sollte. Nachdem ich die deutschen Dichter wieder und wieder gelesen, warf ich mich auf das Erlernen der neueren Sprachen, und ich gelobte mir, nicht zu ruhen, bis ich sie so weit bewältigt hätte, um auch ihre großen Autoren zu verstehen. Wirklich brachte ich es bald dahin, Dante, Ariost und Calderon lesen zu können. Doch ich fand daran noch kein Genüge; ich wollte mir alles Vorzüglichste in den verschiedenen Literaturen aneignen, und dann doch wieder nicht bloß genießen, sondern auch selbst produzieren. So warf ich denn die Bücher beiseite und begann zu schreiben, bald Prosa, bald Verse, und häufte viele Manuskripte auf, die aber nachher in den Ofen wanderten. An jene Zeit denke ich als an eine besonders glückliche zurück, namentlich auch an die Ausflüge, die ich in den nahen Taunus und Spessart machte. Nie habe ich diese Gegenden so schön gefunden wie damals; es lag für mich noch ein zauberlicher Duft des Morgens über ihnen. Wenn ich in den Bergen umherschweifte und die Felsenburgen von den Höhen den ersten Strahl des aufgehenden Tages in die Täler zurückwarfen, glaubte ich in einem Märchenlande zu sein. Die Quellen flüsterten mir geheimnisvolle Worte zu, und ich sah Nixen aus dem Schaum der Bäche auftauchen, Kobolde in den Klüften ihr Spiel treiben.

Nachdem ich so einige Monate der Freiheit genossen, kam ich auf das Frankfurter Gymnasium und sogleich in die oberste Klasse. Zwischen einigen Schülern und mir bildete sich ein Freundschaftsverhältnis, und ich hatte zum erstenmal das Glück des Umganges mit jungen Leuten, die mich nicht nur verstanden, sondern ähnliche Ziele verfolgten, wie ich. Wir machten große gemeinschaftliche Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend und kamen auch an bestimmten Abenden der Woche zusammen, um uns über die Themata zu unterhalten, die uns am Herzen lagen.

Während der Herbstferien machte ich eine Fußreise zunächst nach Wetzlar, wo ich mit hoher Freude den Spuren Werther's folgte und die von Goethe geschilderten Lokalitäten, namentlich den Brunnen, an dem sich nach homerischer Sitte abends die Mädchen versammeln, wieder zu erkennen glaubte."

Das Würfelspiel

Eines Tages forderte
Im Übermut
Der Mensch seinen Gott
Zum Würfelspiel heraus!

Hei, wie die
Geschnittenen Knochen flogen!
Gott ließ
Das Glück
Glänzen und gleißen!

Der Mensch
Baute, reich geworden,
Goldne Paläste.
Er feierte
Rauschende, prunkvolle Feste.
Und er genoß
Die Lockung des Lebens.

Nachdem er die Kelche der Lust
Geleert hatte,
Entschloß sich der Mensch
Zu neuen Abenteuern.

Als Spielgefährten
Gewann er jetzt
Den Geist der Verneinung.

Und wieder, im wirbelnden Wurf,
Flogen aufs Brett
Die geschnittenen Knochen.

Der Geblendete
Verspielte
Sein Leben
Und seine Seele.

Als er zum Bettler geworden,
Begegnete ihm sein Gott,
Selber in Lumpen gehüllt.
Dem Darbenden
Gab Gott
Eine Krume trockenen Brotes,
Aus Keimen der Hoffnung gebacken.

Otthinrich Müller-Ramelsloh

Muttersprache als Kulturmacht

Babetta Gogl

Das höchste geistige Gut, das ein Volk besitzt, ist seine Muttersprache, mit der es für sein Recht und seine Ideale kämpft. Dem Leben verbunden und immer wandelbar, entsteht sie ursprünglich und wächst mit ihrem Volke. Nicht allein durch Erlernen ihrer Regeln erfassen wir ihren Geist, nicht durch Aufzählen der Buchstaben erwerben wir ihren Wortschatz, nicht dem offenbart sich ihre Schönheit, der sich nur um die Formen müht, sondern nur dem, der mit ihr lebt und wirkt. Er erkennt den Reichtum ihrer Wortgewalt. Eine Sprache lebt nicht von Wörtern allein, sie hat Musik, sie hat Duft, sie hat eine Seele, die Seele ihres Volkes. „. . . wer ein feines Gefühl für ihre Applikatur, ihres Taktes, ihres musikalischen Geistes hat, wer in sich das zarte Wirken ihrer inneren Natur vernimmt und danach seine Zunge und seine Hand bewegt, der wird ein Prophet sein; aber wer es wohl weiß, aber nicht Ohr und Sinn genug für sie hat, Wahrheiten zu schreiben, der wird von der Sprache zum besten gehalten und verspottet werden." So hören wir Novalis sagen in seinen Fragmenten über Ästhetisches.

Die Schönheit einer Sprache beruht auf ihrer Reinheit. Länger als tausend Jahre währen die Kämpfe der deutschen Muttersprache gegen Verunstaltungen und Fremdwörterei. Es ging ihr dabei nicht um kulturelle Eroberungen, nicht um wirtschaftliche Vorteile, sondern einzig und allein um die Erhaltung ihrer Eigenart. Aber nur ein Teil des deutschen Volkes war vom echten Sprachgefühl unbewußt durchdrungen; die Gelehrten und Geistlichen bevorzugten das Latein, an den Höfen und in den gebildeten Ständen wurde französisch gesprochen und geschrieben, und nur der einfache, ungebildete Deutsche sprach deutsch.

Bis zum 9. Jahrhundert, als der Kampf gegen die Verwelschung einsetzte, hatte sich das Deutsch gegen die romanischen Einflüsse behaupten können. Mit Religion und Politik, mit Sitten und Moden drangen aus Italien und Frankreich auch fremde Wörter ein, die dem deutschen Sprachgewande angehängt wurden. Die in den folgenden Jahren sich immer stärker ausbreitende Romanisierung riß zwischen den einzelnen Volksschichten eine weite Kluft auf. Während das deutsche Volkslied bis zum Dreißigjährigen Krieg rein deutsch blieb, hatte die ritterliche Dichtung schon zu Ausgang des 14. Jahrhunderts ihren rein deutschen Klang verloren. Durch die politische Macht Richelieus im 17. Jahrhundert wurden in deutschen Landen Schrift- und Umgangssprache vollkommen verwelscht. Durch die deutsch-feindliche Politik Richelieus wurde im 17. Jahrhundert das Französische sogar Staatssprache in Deutschland. Denn Richelieu wußte: wird einem Volke seine Muttersprache zersetzt, zerstört, so wird ihm damit das Nationalgefühl geraubt. Heute erkennen wir die Ursache, weshalb den Deutschen stets der Vorwurf gemacht wird, sie haben kein Nationalgefühl!

Selbst Luther, der der Kanzleisprache scharf zuleibe ging, war nicht ganz frei von Fremdwörterei; ganz rein sind nur seine Bibelübersetzung und seine Lieder. Soviel auch die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts zur Säuberung der deutschen Sprache getan haben, so war es doch nur einer, der die deutsche Sprache aus ihrer Verkrampfung löste: Klopstock. Ihm zur Seite standen Gottsched, Jean Paul, Wolf. Und Herder klagte: „Welche Nation in Europa hat ihre Sprache so wesentlich verunstalten lassen wie die deutsche!"

Ein Jahrhundert später, als der Glanz des französischen Hofes und die Macht Ludwig XIV. noch ihre letzten Auswirkungen über Europa ausbreiteten, waren es wiederum die besten deutschen Dichter, die für die Reinerhaltung der deutschen Muttersprache eintraten: Goethe, Schiller, Arndt, Schlegel standen an der Spitze. Wenn Lu-

ther nicht ganz frei war von der lateinischen Sprachmengerei, wenn Leibnitz seine „Theodizee" französisch schrieb, wenn Friedrich der Große 31 Bände in französischer Sprache schuf, wenn Lessing seine ersten Werke in fremder Sprache verfaßte, so waren sie mitgerissen vom Sprachwirbel ihrer Zeit. Fremdsprachig jedoch waren nur die Wörter, der Geist war deutsch.

Wie die politische Vormacht Richelieus, Ludwig XIV. und Napoleons eine Zersetzung durch Überfremdung der deutschen Sprache mit sich brachte, so kam mit ihrem Niedergang gleichzeitig die Besinnung auf sich selbst über die Deutschen. Denn die Zeiten der sprachlichen Verworrenheit, wie sie sich in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert zeigt, als das Latein Amtssprache war, im 17. und 18. Jahrhundert, als das Französische die Oberhand in Deutschland und wiederum das 19. und beginnende 20. Jahrhundert, als das Deutsch durchsetzt war mit italienischen, französischen und lateinischen Brocken, die die reinen Sprachquellen vollkommen überwucherten, diese Zeiten gingen immer gleich mit politischem und sozialem Tiefstand.

Aber immer wieder ist der deutschen Sprache ein Retter und Mahner erstanden. In seinem Sendschreiben „An die Ratsherren aller Lande" riß Luther dem verknöcherten Amtsdeutsch die ausländischen Fetzen herunter. In diesen Zeilen galt die Anwendung von Fremdwörtern als Maßstab der Bildung. Aber ein Deutscher von wirklicher Bildung setzte seinen Stolz daran, seine Muttersprache rein deutsch zu sprechen und zu schreiben. Wenn der Bildungsgötze die Halbgebildeten gepackt hatte, blieben sie taub dem jedem Menschen innewohnenden Sprachgefühl. Anstatt aus heimischem Sprachschatz zu schöpfen, zierten sie sich mit fremdem Gut. Es gilt auch heute noch, was Leibniz im 17. Jahrhundert aussprach: „Die Reinheit und Klarheit ist gebunden an die lebendige Sprache, an die M u t t e r s p r a c h e , auch für die Wissenschaft!" Und die deutsche Sprache ist schön in ihrer Klarheit; und die äußere Klarheit wird getragen von der deutschen Sprachseele. Es ist das, wovon die Muttersprache lebt, die Wahrheit in der Sprache, und wahr heißt: wahr, einfach und ohne fremden Putz. Eine gute deutsche Sprache entwickelt sich nur frei, wenn ihr die leblosen, knöchernen Fremdgebilde aus dem Sprachkörper genommen werden. Die Schönheit der deutschen Sprache beruht auf ihrer Reinheit und Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrucksmittel, auf der Klarheit und Wahrheit des Denkens und Sprechens, auch auf dem Rhythmus der deutschen Seele.

Das Sprachleben ist eingebettet in die Landschaft seines Volkes. Mit seinem Volke wächst es täglich neu, mit jedem Geschlecht wird es verwandelt und verjüngt. Es ist an das Naturgesetz seines Landes gebunden, in ihr spiegelt sich das politische und soziale Leben wider. Und so konnte Schiller sagen: „Die Sprache ist der Spiegel der Nation." Wird aber dieses Naturgesetz durchbrochen, nimmt ein Volk im Denken und Sprechen Fremdes in sich auf, so wird der Naturkeim des Sprachlebens beschädigt, und ein Volk kann daran zugrunde gehen.

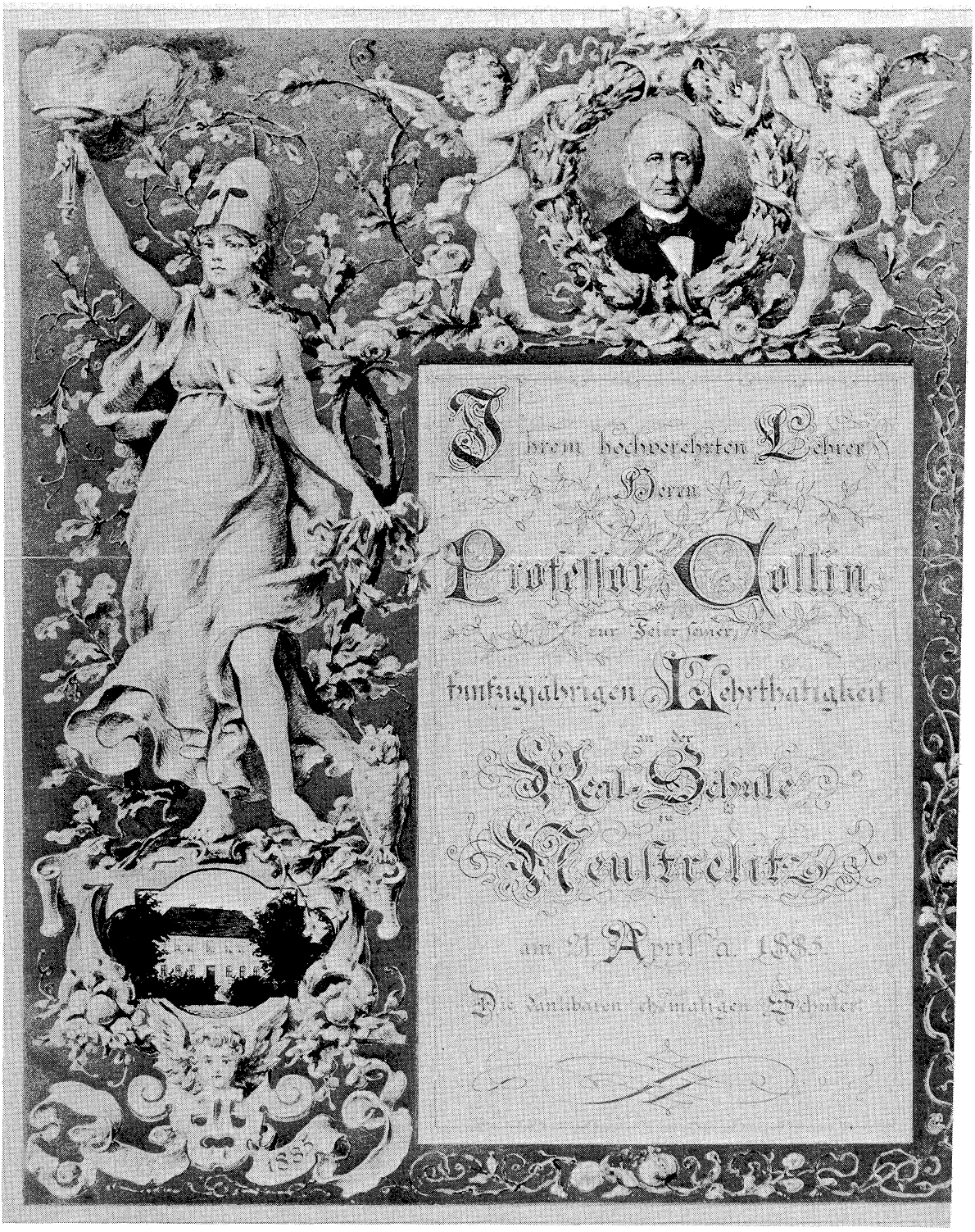
Es ist das Verdienst großer deutscher Menschen aller Zeiten, im tiefsten politischen Wirrwarr an das Ehrgefühl ihres Volkes gerüttelt zu haben, Herder sagt: „Und hätte ich mit diesen Betrachtungen nichts ausgerichtet als uns eifriger gemacht auf die Ehre, Deutsche in der Sprache zu sein, in deren Schoße noch unendlich viele unbekannte Schätze ruhen, die nur auf die Hand des Genies und Künstlers warten."

Weit und mühsam war der Weg, den die Deutschen in ihrer Entwicklung zurücklegen mußten, bis sie volljährig wurden. Nur wenige Auserwählte erkannten schon vor Jahrhunderten das Ziel und wiesen es dem deutschen Volke und ermahnten es. Einer, der erst an seinem Lebensabend sich zur deutschen Sprache bekannte, Friedrich der Große, schrieb: „. . . und der Gedanke hieran sollte uns ermuntern, durch fleißige Arbeit Schätze der Literatur zu gewinnen, deren Besitz die Ehre der Nation zu den höchsten Gipfeln erheben könnte . . . den Anfang hat man, wie gesagt, damit zu machen, daß man die S p r a c h e verbessert; sie muß gefeilt, geschliffen und von geschickten Händen behandelt werden." Und wenige Jahre vor seinem Tode schrieb er in

seiner „Abhandlung über die deutsche Literatur": „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen, unsere Nachbarn werden das Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es wird dahinkommen, daß unsere Sprache verfeinert und vervollkommnet sich von einem Ende Europas bis zum anderen ausbreiten wird, dank unserer guten Schriftsteller. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich, ich kündige sie euch an, sie werden erscheinen, aber ich werde sie nicht mehr schauen, mein Alter versagt mir die Hoffnung."

Die deutsche Sprache ist eine schöne Sprache, die es vermag, mit so herber Kraft und so stiller Zartheit alles das auszudrücken, was ein Menschenherz bewegt. Was kommt Luthers Ausdrucksgewalt gleich! Was Goethes Bildreichtum und Gestaltungsmacht! Was reicht an Schillers feuersprühende, farbentrunkene Worte heran! Seien es unsere ältesten Schöpfungen in der Dichtung, vom Nibelungenlied und Hildebrandlied, sei es Luthers Bibelübersetzung, seien es Lessings „Kritische Abhandlungen" oder die politischen Vermächtnisse Friedrichs des Großen, sei es Goethes Faust oder Schillers Wallenstein, seien es Hölderlins Gesänge oder Bismarcks Reden oder Nietzsches Prosaschriften – immer werden wir ergriffen sein von der Hoheit und der Macht der deutschen Sprache.

Aber ohne Kenntnis der fremden Sprachen wäre die deutsche Sprache nicht zu dieser Höhe gelangt, zu der sie unsere Größten geführt haben. Goethe, Schiller, Lessing, Herder, Hölderlin waren Kenner mehrerer fremder Sprachen. Durch fremde Sprachen lernten sie erst ihre eigene Sprache in allen ihren Feinheiten und in ihrem Reichtum kennen. Aber daran liegt es: Fremdes Gut und fremde Eigenart achten, aber Eigenes bewahren! Die Vielfältigkeit anderer Sprachen soll fördernd wirken, aber nicht die deutsche Spracheigenart überwuchern. Es gilt stets das Gesetz: nationale und völkische Eigenart zu wahren; denn nur wenn die Muttersprache rein erhalten bleibt, bleibt auch die Volksseele gesund. Auch heute wieder ist deutsches Denken und Empfinden durchsetzt von Fremdländischem, Andersdenkendem, das ihre Entwicklung hemmt und sie sogar zu vernichten droht; denn mit der Zerstörung der Eigenart der Muttersprache wird auch ein Volk vernichtet.


Ihrem hochverehrten Lehrer
Herrn
Pastor Collin
zur Feier seiner
fünfzigjährigen Lehrthätigkeit
an der
Real-Schule
zu
Neustrelitz
am 21. April a. 1885
Die dankbaren ehemaligen Schüler

Hochgeehrter Herr Professor!

Durchdrungen von dem Gefühle aufrichtiger Dankbarkeit und Verehrung bringen Ihnen die ehemaligen Schüler der Realschule zu Neustrelitz von nah und fern ihre herzlichen Glückwünsche dar zu dem Tage, an welchem Sie eine

fünfzigjährige Lehrthätigkeit

an dieser Schule vollendet haben.

Fast zwei Menschenalter haben Sie in unermüdlicher Treue, mit ungebrochener Kraft und geistiger Frische Ihres schönen, aber schweren Berufes gewaltet. Die Jugend zu lehren und zu wappnen für den Kampf des Lebens, sie aufzuerziehen zu tüchtigen Bürgern der Heimath und des Deutschen Vaterlandes!

Männer an der Schwelle des Greisenalters,
Männer in der Vollkraft ihres Lebens,
Jünglinge, noch nicht lange der Schule entwachsen,

so verschieden in ihren Interessen, ihren Anschauungen und Empfindungen. Alle treffen sich heute in dem gleichen Gefühle freudiger Dankbarkeit gegen den einstigen Lehrer, dessen reiche Erfolge treuer Pflichterfüllung ihnen an diesem Jubeltage in voller Klarheit vor die Seele treten.

Wo immer Ihre ehemaligen Schüler weilen und wie Ihnen auch das Schicksal sich gestaltet haben mag, ein Bild ist mit ihren Jugenderinnerungen unauslöschlich verbunden, – das Bild des verehrten Lehrers, der, weil sein Herz stets jung und frisch geblieben, es vermocht hat, in den Herzen der Jugend zu lesen, u. die Jugend zu verstehen.

So sei Ihnen heute, hochverehrter Herr Jubilar, die große Zahl aller Unterzeichneten aus dem Kreise Ihrer ehemaligen Schüler, welche sich Ihnen an diesem seltenen Ehrentage glückwünschend naht, und die Fülle der auf den Aufruf aus der Heimath dargebrachten Ehrengaben ein Beweis immerwährender Anhänglichkeit und dankbarer Anerkennung für Ihr segensreiches Wirken an der Schule wie an uns selbst.

Mögen Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihres Amtes in bisheriger Rüstigkeit noch lange walten und möge Ihnen im Kreise Ihrer Familie ein schöner, sorgenloser Lebensabend beschieden sein, an dem Sie mit dem Gefühle innerer Befriedigung, welches nur treue Pflichterfüllung verleiht, auf Ihre arbeitsreiche Vergangenheit zurückblicken!

Die Verehrung Ihrer Schüler wird Sie begleiten auch über das zeitige Leben hinaus!

Die ehemaligen Schüler der Realschule zu Neu-Strelitz.

Im Anschluß an den Beitrag im Carolinum 76/77 von Annalise Wagner über den Maler Wilhelm Riefstahl (1827–1888) veröffentlichen wir auf dem Vorsatzblatt eine Zeichnung Riefstahls, darstellend den Eingang zu der Fasanerie. Im Hintergrund zwischen den Baumwipfeln erkennt man das Dach des Fasanerie-Gebäudes. Aber wer die beiden sich mit dem Hut in der Hand höflich begrüßenden Herren sind, ist unbekannt. Vielleicht ist es der damalige Pächter und Hausherr der Fasanerie, begleitet von seinem Hund und ein Besucher, etwa der Maler Riefstahl selbst, der im Jahr der Entstehung der Zeichnung 1885 in München lebte und häufiger zu Besuch bei Freunden in Neustrelitz weilte? Unklar bleibt auch, ob die Überschrift des Blattes

> Zur fröhlichen Erinnerung an die Stunden
> nach der Schule!

in einem Zusammenhang mit Wilhelm Riefstahls Schule, der früheren Realschule des Carolinums steht und aus welchem Anlaß die Zeichnung entstanden ist.

Nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Zeichnung, aber doch auch aus dem Jahre 1885 stammend, steht die vorstehende Dankadresse ehemaliger Schüler der Realschule für ihren früheren Lehrer Professor Collin aus Anlaß seiner 50jährigen Lehrtätigkeit. Leider erfahren wir nicht die Namen der ehemaligen Schüler, die ihrem Lehrer die Dankadresse gewidmet haben. Es ist die Generation unserer Väter, und sicher wäre darunter mancher wohlbekannte Name früherer Neustrelitzer Bürger. Ich kann mich erinnern, daß mein Vater, wenn er auf seine Schulzeit und seine Lehrer zu sprechen kam, auch den Namen Collin nannte neben Trottnow und Langmann. Aber könnte nicht die meisterhaft gezeichnete Titelseite mit der Göttin Athene, dem von Puttos bekränzten Bild des Jubilars und dem Bild des alten Realschulgebäudes in der Tiergartenstraße mit Vignetten-Rahmen und Füllhörnern nur von der Meisterhand Riefstahls stammen, der mit Sicherheit zu den Schülern Professor Collins an der Realschule gehörte?

Auf S. 86 reproduzieren wir eine Anzeige aus einem Führer durch die Residenzstadt Neustrelitz, der etwa im Jahre 1912 in der Bohlschen Hofbuchdruckerei verlegt wurde. Diese Veröffentlichung weckt bei unseren Lesern gewiß viele schöne Erinnerungen an das viele Jahrzehnte führende Café Hamann.

Roderich Schröder

Studienrat i. R. Karl Hannemann †

Am 27. 9. 1977 verstarb plötzlich und unerwartet Studienrat i. R. Karl Hannemann in Waren/Müritz. Die Altschülerschaft des früheren Reform-Realgymnasiums zu Waren i. Meckl., der späteren Richard-Wossidlo-Oberschule, hat mit Bestürzung und Trauer diese Nachricht vernommen. Sie hat mit Karl Hannemann einen Lehrer verloren, der vielen von ihr das Rüstzeug für den späteren Lebensweg vermittelt hat.

Karl Hannemann wurde am 15. 10. 1896 in Rostock geboren. Er besuchte zunächst die Realschule, später das Realgymnasium zu Rostock und studierte anschließend neue Sprachen (Englisch und Französisch) sowie Latein an der Universität Rostock. Die Ausbildung als Studienreferendar absolvierte er ebenfalls in Rostock. Nach kurzer Unterrichtszeit in Bützow kam er zu Beginn der 20er Jahre als Lehrer an das Reform-Realgymnasium nach Waren. Hier wirkte er mehr als 40 Jahre als Studienrat, bis er in den wohlverdienten Ruhestand treten konnte.

Karl Hannemann war Pädagoge aus Berufung, wie es nur bei wenigen Vertretern dieses Standes zu verzeichnen ist. Schon zu Zeiten als dies noch durchaus nicht üblich war, verzichtete er auf das Mittel der körperlichen Züchtigung. Trotzdem brachten ihm seine Schüler allzeit stets Respekt und Vertrauen entgegen. Herausragender Charakterzug war bei ihm seine unbestechliche und klare demokratische Gesinnung, der er zu allen Zeiten und unter allen Umständen treu blieb. Sein oberstes Ziel war es immer, seinen Schülern die Fähigkeit zu eigener Urteilsbildung zu vermitteln. Hatte er dieses Ziel erreicht, merkte man ihm die Freude über den erzielten Erfolg an.

Als allem Neuen gegenüber stets aufgeschlossener Freigeist widmete er sich in seinen Mußestunden der Musik und Malerei. Gerade die modernen Komponisten wie Schönberg, Mahler, Schostakowitsch und Orff erfüllten ihn mit Begeisterung.

Die Altschülerschaft des Reform-Realgymnasiums zu Waren hat mit Karl Hannemann einen langjährigen Freund und treuen Ratgeber verloren. Sie wird seiner stets in Dankbarkeit gedenken.

Dr. Hans-Joachim Deppe

Buchbesprechung

Deutsch-Kanadisches Jahrbuch, Bd. 1–3. Toronto 1973–76.

Herausgegeben von Prof. Hartmut Froeschle im Auftrage der Historischen Gesellschaft von Mecklenburg

Upper Canada Inc.

Viele ostdeutsche Vertriebene wandten sich nach 1945 nach Kanada, das ihnen als weites Land mit großen Bodenschätzen die Möglichkeit zu bieten schien, in Sicherheit eine neue Existenz aufbauen zu können. Von der kanadischen Regierung wurden die deutschen Einwanderer als strebsame und intelligente Arbeitskräfte sehr geschätzt, da sie eine Stärkung der Wirtschaft bewirkten und halfen, weite Flächen der Prärie und der Waldlandschaft zu erschließen. Ein großer Teil dieser deutschen Einwanderer gab sehr schnell seine Muttersprache zugunsten des Englischen auf und strebte die völlige Intregierung und Assimilierung an.

Diese Gefahr der völligen Verschmelzung der Deutschen, die nach den Engländern und Franzosen die größte Volksgruppe in Kanada bilden, hat nun eine Gegenbewegung hervorgerufen, die sich mit großen Idealismus um die Erhaltung des deutschen Volkstums bemüht. Führende Persönlichkeiten der deutschen Volksgruppe sind bestrebt, die Muttersprache und das alte, heimatliche Kulturerbe zu erhalten und die Deutschen, die treue Staatsbürger ihrer neuen Heimat geworden sind, wieder zur bewußten Bewahrung ihrer deutschen Sprache und Kultur zu bewegen.

Diese Entwicklung wird in Kanada von der dortigen Regierung unterstützt, da sie nicht wie in der USA einen „melting pot" der verschiedenen Volksgruppen für wünschenswert erachtet, sondern eine Politik des Multikulturalismus verfolgt, wodurch die Erhaltung und Pflege der individuellen, schöpferischen Kräfte der einzelnen Volksgruppen, die Vielfalt in der Einheit und ein Reichtum der Kultur gewährleistet wird.

Nach dem Titel des Jahrbuches könnte man zunächst annehmen, daß es sich um eine Zeitschrift handelt, deren Beiträge vornehmlich die Geschichte eines hauptsächlich von Mecklenburgern besiedelten Gebietes in Kanada beinhalten. Das Jahrbuch hat aber seine Bezeichnung erhalten von einem vornehmlich landwirtschaftlichen Gebiet der früheren kanadischen Provinz Upper Canada. Ein früherer englischer Gouverneur gab einem Teil der Provinz den Namen Mecklenburg zu Ehren der englischen Königin Sophie Charlotte. Diese Fürstin stammte aus dem mecklenburg-strelitzschen Herzoghaus, war am 19. 5. 1744 geboren, am 8. 9. 1761 mit dem englischen König Georg III. vermählt und am 17. 9. 1818 gestorben. Sie war eine Schwester von „Dörchläuchting" und von Herzog Carl, dem Gründer des Gymnasiums Carolinum in Neustrelitz.

Das Jahrbuch hat somit nur eine äußere, zufällige Beziehung zu Mecklenburg. Es enthält literarische Beiträge deutschblütiger Schriftsteller und streng wissenschaftlicher Arbeiten, die sich mit der Leistung und Geschichte der Deutschkanadier in Vergangenheit und Gegenwart beschäftigen. Es wird in der Folge ein Werk entstehen, das dereinst eine wichtige Quelle für die deutsch-kanadische Geschichtsschreibung sein wird.

Bei der Würdigung des Jahrbuches muß zunächst hervorgehoben werden das ansprechende äußere Bild, der hervorragende Druck und die vielen schwarzweißen und buntfarbigen Bilddrucke, die dem Werk einen anschaulichen Charakter verleihen. Es ist leider unmöglich, im Rahmen dieser kurzen Besprechung alle Beiträge im einzelnen zu erwähnen und zu besprechen.

Mit Interesse liest man die Berichte über die Schicksale der früheren deutschen Siedler und der deutschen Regimenter, die im amerikanischen Freiheitskrieg auf englischer Seite kämpften. Von größter Bedeutung für die Bewahrung des deutschen Volkstums in Kanada ist die Erhaltung der deutschen Sprache. Einen wichtigen Beitrag leisten nach dem Jahrbuch hierfür die Kirchen. Es wird daher ausführlich über die Entstehung, den Niedergang und die Neubelebung der deutschen katholischen Kirchengemeinden nach 1945 berichtet. Am zähesten halten an ihrer Muttersprache die Mennonitengemeinden fest. Sie wurden während der

Reformation in Westpreußen ansässig, folgten dann dem Ruf der Zarin Katharina der Großen nach Rußland, wurden von dort als Folge des I. und II. Weltkrieges vertrieben und kamen nach Kanada, wo sie vornehmlich in geschlossenen dörflichen Gemeinschaften siedelten. In ihren Dörfern wird noch heute die alte plattdeutsche Sprache gesprochen, ein westpreußisches Platt vermischt mit holländischen Sprachresten. Einige sehr lesenswerte Aufsätze von Kloss und Froeschle untersuchen die Frage, ob es eine deutsch-kanadische Literatur gebe.

In Band 3 sind mehrere literarische Beiträge von deutsch-kanadischen Schriftstellern enthalten, darunter von der in Pommern geborenen Else Seel mit ihrer humorvollen Geschichte „Die Witwe" und dem ebenfalls aus Pommern stammenden Ulrich Schaffer, von dem mehrere lyrische Gedichte mit stark religiösem Empfinden veröffentlicht wurden. Auch von den Beiträgen deutsch-kanadischer Künstler auf dem Gebiet der Malerei und der Musik wird berichtet.

In Band 2 finden wir die Satzungen des 1973 gegründeten Verbandes deutsch-kanadischer Geschichtslehrer mit Professor Froeschle als Vorsitzendem. Es ist das Ziel dieser Vereinigung, die weit zerstreut wohnenden deutsch-kanadischen Forscher und alle geistig Interessierten zusammenzufassen und „Bausteine für ein umfassendes Gesamtbild der deutsch-kanadischen Geschichte zu liefern und vor allem die deutsch-kanadischen Beziehungen und Wechselwirkungen zu erforschen." Auch soll der Gedankenaustausch zwischen den Geschichtslehrern Kanadas und denen der deutschsprachigen Gebiete in Europa entwickelt werden.

Das deutsch-kanadische Jahrbuch verspricht eine wertvolle Quelle für die Geschichte der deutschen Volksgruppe in Kanada zu werden und verdient unsere Beachtung und Förderung!

Otto Witte

W. Hamann

NEUSTRELITZ

Konditorei ◇ Café

Meine unter der Oberleitung eines bekannten Berliner Architekten nach den Grundsätzen moderner Raumkunst einheitlich und vornehm eingerichteten Räumlichkeiten bilden eine Sehenswürdigkeit der Residenz und werden von Fremden wie Einheimischen bevorzugt. Überdies liegt mein Geschäft am belebtesten Mittelpunkt der Stadt und erfreut sich wegen seiner guten Waren, zu denen ich nur das beste Material verwende, eines ausgezeichneten Rufes.